

# VOR DEN LANDEN

Salz und Öl

2022

# Inhaltsverzeichnis

1	Prolog	3
2	Als Fischer geboren, zum Fischen verdammt	10
3	Olta-me, eine kleine Welt	22
4	Zweite Chance	30
5	Die Bronzekette	48
6	Schüsselchen	65
7	Geisel	82
8	Leichenhaut	106
9	Mein Kohl, mein Fisch, und der Zwang dich zu leiden	135
10	Der Tausch	152
11	Alte Routen, neue Wege	166
12	Epilog	173

# 1 Prolog

**E**s herrscht Sturm auf dem Eiland. Olta-me, so heißt auch der unbedeutende Fischerhafen, liegt am äußersten Rand des Inselreichs, jenseits der vielbefahrenen Handelsrouten, beinahe dort, wo sich lediglich noch von Menschen unbevölkerte, von Getier bewohnte Felsen blank aus den Wellenbergen erheben, ihnen letzten Widerstand zu leisten. Dahinter – gibt es nur noch Stille und das endlose Meer, das niemand kennt.

So ist das rauhe Wetter nicht verwunderlich, denn es wechselt meist zwischen Sturm und weniger Sturm, man nennt es göttlichen Atem, und wenn, sehr selten, doch einmal Windstille vorherrscht, dann treten die Menschen aus ihren Hütten, blicken ungläubig gen Himmel und beten.

Ihnen zu Diensten ist ein dichtes Haar im Inneren eines jeden Ohres, ohne das man bei dem andauernden Wind verrückt werden würde. Auch heute abend, da die Männer die anstehende Sturmflut erkennen und sich außerhalb der schützenden Behausungen bei Hagel und kaltem Regen um die Sicherung von Booten und Reusen mühen, sind sie dankbar für diese hilfreiche, natürliche Einrichtung, auf die anzustoßen sie sich nicht zu schade sind. Sie singen dann später, wenn alle Arbeit getan ist, auf das dämpfende Fell im Innenohr, wie sie sich ihrer Manneskraft rühmen, der Länge ihrer Bärte, der Ledrigkeit ihrer Haut. Sie lachen über manch klagenden Besucher, der die andauernden Winde nicht gewohnt ist und sich ein Tuch um den Kopf binden muß.

Vom Tagewerk liegen noch so manche Werkzeuge umher, die würden im Sturm verlorengelassen oder vom Wellen-

gang mitgerissen; so sammelt man sie auf; gräbt Fässer ein, scheucht das Vieh in die Ställe, pflockt die auf Kopf gedrehten Kähne in die harte Erde, nachdem man sie mit Netzen überspannt hat, wie eine Spinne ihre Beute einwickelt. So lebenswichtig wie Atemluft sind ihnen die Boote, die Häuser und alles an Lebendigem darin, daß sie beinahe in einer Art Aberglauben gegen jedweden Verlust ankämpfen. Des Windes wegen zeigen alle Hütten einen schiffskielförmigen Grundriß; sind unlängst mit Steinen beschwert, die wie Schuppen aus einem kleinen Steinbruch gebrochen worden sind. Verbunden werden sie über Schutzwälle aus angehäuften Felsbrocken, daß es der Wind, ihr Urwetter, möglichst schwer habe, ihnen mehr als sonst unerträglich zu sein.

Und so ist ein jeder froh, wenn er endlich das Haupthaus betreten, etwas Essen und für den Rest der Nacht am Feuer ruhen kann. Jedesmal, wenn die Tür aufgestoßen wird, flackern die Kerzen, jaulen die Tiere mit einem erschrockenen Scheuen auf. Jedesmal schüttelt ein Kerl seinen Mantel aus, legt ab und wärmt seine Knochen am großen Raumfeuer, das sich vom hingerissenen Pfortstämmer, der aufschlagenden Tür, unbeeindruckt zeigt. Ruhig und heimelig brennt es unter trockenem Gezweig dahin, als könne es bis zum Morgen durchhalten. Tatsächlich verascht es bereits in der Nacht, wenn niemand daran denkt, ein neues Scheit aufzulegen oder in die müden Funken zu blasen.

Nach und nach versammeln sich die Einwohner an der wärmenden Glut, empfangen eine Schüssel Eintopf und löffeln sie begierig in so kurzer Zeit, daß die Frauen am Herd kaum mit dem Einschenken nachkommen. Einige der Älteren fordern außerdem eine Decke, einen freien Schemel für ihre steifen Füße, die sich dem Herd oder Raumfeuer ent-

gegenstrecken dürfen. Sie drängen neben den Kindern um die besten Plätze, freilich ohne tatsächlich zu konkurrieren. Manche haben gerne einen Blick auf die Tür, um zu raten, wer als nächstes das Wohnhaus betritt; andere sitzen gerne, andere ungerne im leichten Rauch des Laubholzfeuers; manch einer schaut heimlich, wenn auch lüstern den Frauen bei der Arbeit zu, die emsig damit beschäftigt sind, die Kleidung zum Trocknen aufzuhängen, das Feuer zu schüren, die Suppe mit Gemüseschnitt anzureichern, das Vorratslager zu bestücken. Sie tun dies im Wissen um Gleichberechtigung; sehen ihren Beitrag im Organisieren, Ordnen, Vorbilden und Erhalten der Gesundheit, dem körperlichen Wohl aller zur Familie, aller zur Einwohnerschaft der Insel gehörenden Mitglieder; jeder von ihnen so vertraut wie der nächste Verwandte.

Die Männer dagegen suhlen sich heute in der verdienten Bequemlichkeit, denn die Absicherung der Dinge, bevor der Sturm tatsächlich losbricht, ist traditionell ihre Aufgabe. So eindeutig sind die Tätigkeiten selten aufgeteilt, umso mehr, da ein jeder nach seinem Gewissen zur Gemeinschaft beiträgt. Einen einzelnen Anführer gibt es nicht – gab es nie. Umgekehrt ist nicht zu schließen, daß ein jeder nur auf seinen eigenen Hausstand achtet. Diese Zweckdienlichkeit ergibt sich stattdessen wie von selbst für alle Menschen, die sich für ein Leben auf einem so kleinen Eiland entschlossen haben. Und genau da liegt der Widerspruch, wie im folgenden erzählt werden soll.

Ottokar, der Älteste unter ihnen, sitzt bereits seit der seligen Mittagsstunde im Haupthaus, als vom aufziehenden Sturm noch nichts zu sehen ist. Jetzt, in der Gemütlichkeit des dunkelnden Abends, ist er froh über den guten Sitzplatz

gleich neben dem Herd. Hier kann er sich an der Wand anlehnen, hier kann er seine Beine bequem ausstrecken, ohne daß jemand darüberfallen kann. Wie ein Wächter beobachtet er alles Geschehen in seiner Einflußsphäre, steckt seine schlanke, rußverkrustete Pfeife mit dem Fidibus an und schließt immer wieder die Augen. Man könnte sagen, er ist lediglich ermattet; andere meinen zu sehen, daß es die Müdigkeit am Ende eines langen und entbehrungsreichen Lebens ist.

Kaum, daß er die Augen wieder aufsperrt, haben sich zwei weitere Männer ums Feuer geschart, ist das Haupthaus voller geworden. Zahnlos und gütig lächelt er über die friedvolle Zusammenkunft, an der er sich zeitlebens erfreuen durfte. Jedes junge Paar, das hier verheiratet wurde; jedes Neugeborene hat er mit diesem gütigen Lächeln begleitet; hat beobachtet und sich erfreut an der Wandelbarkeit des Lebens, das ihm das große Geheimnis zu kennen zugedacht hat: Einiges bleibt immer gleich, einiges verändert sich stetig. – Es ist des Menschen Sache, das Maß zu halten.

Ein eigenartiges Gefühl muß es sein zu wissen, daß man das Haupthaus in den nächsten beiden Tagen, außer vielleicht zur Verrichtung der Notdurft, nicht mehr verlassen wird. Das hat den Grund, daß man sich um das gegenseitige Wohl vergewissern will; und das geht nun eben am besten durch Zusammenbleiben. Erst mit abflauendem Wind suchen die Familien ihre kleineren Hütten auf, um zu sehen, welchen Schaden das Unwetter hinterlassen hat. Ottokar hat es damit nicht eilig. Er kann seine Kate ohnehin nicht mehr alleine instandhalten, und ist auf Hilfe der anderen angewiesen. Doch wie er in seinem Alter immer sagt: Solange er alleine zu gehen vermag, nicht im Bett dahinsiechen

muß; solange er aus eigenem Willen ins Sonnenlicht vor die Tür treten kann; solange will er zufrieden sein mit allen sonstigen Geißeln des Greisentums. Außerdem hat er allen anderen einen Vorzug voraus, und den sieht er mit besonderem Stolz, wie wir gleich hören wollen.

\*\*\*

Mit voranschreitendem Abend nimmt das Heulen des Windes sowie das Knirschen der aus Holz, Lehm und Moos zusammengesetzten Hütte eine beängstigende Lautstärke an, daß die Einwohner dichter ans Feuer rücken. Der Sturm wirkt mit der Kraft seines Höhepunktes. Selbst den Männern wird unheimlich, und keiner von ihnen würde sich jetzt vor die Tür wagen. Mit einem schweren Balken hat man dieselbe sogar verriegelt, selbstverständlich erst nach dem Durchzählen. Die Frauen schwatzen, die Männer prahlen, die Kinder tuscheln, doch jede Gruppe für sich und eigennützig, daß noch kein gemeinschaftliches Band zustande kommt. Ottokar beobachtet mit Strenge dies Auseinandergehen, und sucht bereits seit einiger Zeit nach einer Gelegenheit, um eine seiner Geschichten zu erzählen, die alle sie zu hören ihre Gespräche einstellen werden. Unbewußt erfährt er Hilfe durch seine Enkelin Holle.

Die nämlich wird von ihrer Mutter Brid, Ottokars Tochter, gefragt, ob sie noch Fisch nachgereicht haben will. Doch Holle lehnt mit einem verzogenen Gesicht ab: Jammernd beklagt sie sich über den öligen Geschmack, und daß ihr der Fisch ohnehin zu einseitig schmecke.

Die Gemeinschaft lacht und schmunzelt bar dieser kindlichen Bemerkung – denn die Auswahl an abwechslungsreicher Nahrung ist gering; Fisch zählt zur Hauptspeise der

Insulaner. Aber immerhin, einen ersten Erfolg stellt Ottokar fest: Man hört einander zu.

Brid bemerkt daraufhin, daß sie selbst nicht verstehe, warum die Händler immer wieder Salze und Öle feilbieten, wo die Insel ihnen doch beides im Überfluß biete.

Tatsächlich ist das eine eigenartige Sache mit dem Salz und dem Öl. Denn auf der trotz so kleinen Insel wachsen reichhaltige Ölsaaten: Rinden, Nüsse und wenigstens drei Sorten öliger Samen, die allesamt leicht zu pressen sind, und dessen Reste als Futterkuchen für das Vieh verwendet werden.

Andererseits ist ein Großteil der Küste von Dünen-Gras bewachsen, an deren Blattspitzen Salzkristalle sprießen, nachdem es von der ununterbrochenen Gischt des Meeres benäßt worden ist. Die Grashalme lassen sich in Büscheln sammeln und in einer Wanne ausschlagen, sodaß sich das Salz rasch anreichert. Damit wiederum konserviert man den öligen Fisch. Wie man sieht, fehlt es nicht an beidem, Salz und Öl.

Dennoch besteht die Merkwürdigkeit, daß die vor der Küste von Zeit zu Zeit ankernden Händler immer wieder Salz und Öl zum Tauschen anbieten, gewissermaßen ignorieren, daß es gar keinen Bedarf gibt. Das machten schon die Vorfahren der Händler so, und das haben auch die Vorfahren der Insulaner nicht verstanden. Heute wußte nur noch Ottokar, wie das gekommen war und weshalb es immer noch so ist.

„Ich will eine Geschichte erzählen, die mir mein Vater schon erzählt hat, und die ihm selbst sein Vater weitergegeben hat“, beginnt Ottokar frohen Mutes und räuspert seine Stimme. Für die meisten Anwesenden bedeutete dies Unter-



haltung und Spannung, denn niemand kann so gut von der Vergangenheit erzählen wie er. Angeblich kennt er sogar Märchen mit Fabelwesen, schauerlichen Spukgestalten und Zauberern; doch das habe sich vor langer Zeit alles auf dem Festland zugetragen, antwortet er dann. Heute abend jedoch drängt man umso dichter zusammen, denn des Alten Stimme versagt manchmal für eine Silbe, und man kennt dies. Da es in der Isolation der Insel sonst nicht viel anderes zu berichten gibt, geduldet man sich umso aufgeregter für ein neues, von ihm geschildertes Abenteuer.

„Schon wieder eine dieser Geschichten! Wer kann dem noch Gehör schenken?“ empört sich einer der Männer. Es ist Brids Mann Uland, Ottokars Schwiegersohn, der sich hinter einem Stapel Holzscheite von einer Decke aufrichtet und offenbar lieber etwas schlafen will. Mit dieser Meinung steht er allerdings alleine, denn die Anwesenden haben unlängst die Bedeutung des Abends erkannt: Ottokar, der Geschichtenerzähler, hat etwas Neues zu sagen! In der Tat, von Salz und Öl hatte er noch nie gesprochen, geschweige denn, wie es dazu gekommen war, daß man früher wie heute immer wieder diese Waren feilbietet, die es doch im Überfluß auf der Insel gibt. Jeder, der hier lebt und lebte, ist mit dieser Kuriosität bereits in Kontakt getreten, beim Warentausch mit den seltenen Händlern, dachte sich aber nichts dabei: Zerstreutheit des Händlers? Wirtschaftlicher Eifer, die überzähligen Kisten an den Mann zu bringen, ehe er sie ins Kontor zurückführen muß? Nun, den Einwohnern machte dies wenig aus, denn sie mußten ja nicht kaufen. Und doch begleitete sie eine unabwendbare Neugierde.

Und heute abend will der alte Ottokar das Geheimnis endlich lüften! Das wäre eine Überraschung! Außerdem

verspricht er, daß sein Ahn eine wesentliche Rolle in der Geschichte einnehme. Nun dreht man sich ihm zu, und führt dabei seine Tätigkeiten umso leiser fort. Eine der Frauen spinnst Schafwolle, eine andere näht Muster auf eine Decke, zwei weitere Männer flicken Netze. Jemand stutzt einem anderen das zu Zotteln ausgelängte Haar, derselbst wiederum Gemüse abputzt. Sie alle können arbeiten und zuhören: eine wunderbare Gabe.

Brid geht auf Uland zu, streicht ihm durchs Haar, der sichtlich erschöpft niederliegt und kaum die Augen offenhalten kann. Aber ein wenig interessiert es ihn doch, was das mit dem Salz und Öl soll (gleichwohl er grummelnd vermutet, daß die Händler die Einwohner mit ihren überflüssigen Angeboten necken, gar ärgern wollen!).

„Schlaf und höre, Mann, und was du verschläfst, will ich später dir erzählen.“

Holle kichert. Noch weiß sie nicht, daß sie es ist, die die Geschichte eines Tages weitererzählen wird.

## 2 Als Fischer geboren, zum Fischen verdammt

**G**laubt man es oder nicht – so gibt es Ottokar wieder: Vor langer Zeit trotzts eine winzige Insel der Urganwalt des Meeres, die heißt Olta-me. Sie trägt denselben Namen wie die unsrige Insel heute, was unmöglich verwundern kann – denn es ist dieselbe. Seit jehet steht die Insel im Meer, inmitten einiger anderer mehr oder minder großen Inseln; die meisten sind nach wie vor unbewohnt. Woran

das liegt? Nun, sie sind oft nicht mehr als flach über die Wellenbrandung lugende Glatzen ohne einen einzigen Strauch, so kahl und schroff, daß der nackte Fels unverhüllt bleibt und seine ursprüngliche Farbe nicht verbergen kann. Darin gleichen sie einer verwitterten Statue, auf der kreischend die Vögel der See nisten. Fischreich ist das Gewässer im gesamten Inselstaat, daß mancher Besucher, der nicht einwohnt, es gelegentlich als elendige Wasseröde verruft, und angewidert das Wagnis fürchtet es zu befahren. In der Tat läßt sich ohne Übertreibung behaupten, daß es allein die abgehärteten Menschen hier aushalten können – folgt man der Annahme, daß sie eine Wahl haben.

Einsamkeit und Entbehrung sind es, womit man sich abzufinden hat. Selbst wenn eine Insel groß genug für einen Quellsprung ist, hausen auf ihr selten mehr als ein Dutzend Familien, oft weit voneinander getrennt. Mein Vorfahr beispielsweise, von dem ich gleich ausführlich erzählen will, wußte von einem Verwandten und dessen Familie, der lebte auf einer dieser Eilande; doch in keiner Weise ließ sich seinerzeit feststellen, ob auch der noch atmet.

Olta-me war damals von gerade einmal sechs oder sieben Familien bewohnt, mehr ließen sich einfach nicht versorgen. Wie ich sagte, waren diese unseren Vorfahren nicht weniger widerständig als all jene, die heute abend hier zusammengefunden haben: Es waren rauhbeinige Kerle, schöne und kräftige Frauen; unverzogene Kinder, denen von Geburt an dasselbe abverlangt wurde wie allen anderen. Trotz allem lebten die Ahnen ebenso reinlich wie wir: Woher sollten auch Parasiten kommen? Besuche von außerhalb waren – wie heute – so selten, daß sich kaum ein plagendes Nagetier auf diese schöne schroffe Insel verirrte; und wenn es es doch

tat, waren seine Nester rasch gefunden und ausgebrannt. Lästiges Getier der Lüfte, bei Fliegen angefangen, finden bei andauerndem Wind keinen Halt. Aus demselben Grund kann man auf der Insel nicht imkern, zumal es ohnehin kaum Blütenpflanzen gibt. Die Haut der Vorahnen war, wie unsere, ledrig und fest durch ununterbrochene Kälte und salzige Gischt; beides nur dann zeitweilig unterbrochen in den kurzen Sommern, wenn man denn direkt in der Sonne stehen mochte.

Diese winzige Insel, der unsrigen in Gestalt und Wetterlage nicht anders, wurde bewohnt von Menschen, die auf noch eine andere Art einsam und besonders waren – denn sie konnten nicht mit Gewißheit sagen, ob sie alleine sind in diesem weiten Inselreich, oder ob es am Ende des Horizonts noch etwas anderes, vielleicht so etwas wie ein Festland gäbe.

Einige der Älteren vermuteten es, denn von irgendwoher mußten ja die Handelsschiffe kommen, die die einheimischen Fischerboote in zehnfacher Länge übertrafen! Aber genau genommen war das nicht viel mehr als Spekulation. Genausogut hätten sie in einer Wüste leben können, um sich zu fragen, ob es da irgendwo hinter den Dünen eine Küste gibt, von der die Karawanenführer gelegentlich berichten.

Keiner der Einwohner war zugestoßen; ein jeder ist auf dem Eiland Olta-me geboren und gestorben. Insofern beschränkte sich ihre Wahrnehmung größtenteils auf das wenig abwechslungsreiche Alltägliche, und ganz im wesentlichen auf unbestätigte Mythen und Legenden, keine von ihnen ernsthafter zu prüfen als die Beschaffenheit des Mondes. Nur ein einziger unter ihnen schien sich daran zu stören, und das war Bragi.

Ungefähr fünfzehn Winter alt muß er gewesen sein, als er zum ersten Mal dieses ruhelose Verlangen spürte, mehr wissen zu möchten, als es ihm in die Wiege gelegt worden ist. Und wie es die Gelehrten der Vorzeit hielten, suchte er mithilfe von Fragen die wesentlichen Interessen seines ungebändigten Geistes zu stillen, so sehr, daß ihm eines Tages bewußt wurde, mehr Fragen zu haben, als ihm Antworten zustehen. Allem voran wollte er wissen: Wo stehe ich in der rauhen Welt? Gibt es noch mehr als das endlose Meer, die Heimatinsel Olta-me und die drei, gerade noch sichtbaren Eilande an der Grenze der Wahrnehmung dort am Horizont? Ist die Welt nichts anderes als tiefes Wasser und Sturm, hier und da unterbrochen von einem Flecken Land? Ist sie das tägliche Sonnenhoch und Abend? Die immer gleiche Kost? Die immer gleiche Tat? Und wofür, wenn das Tagwerk nur dem Altern zu nützen scheint?

Angesichts seiner Lebensweise sind das keine wunderlichen Fragen: Sollte nicht ein jeder Insulaner, ob nah oder fern, Ähnliches wissen wollen, wenn er denn nicht bereits allwissend ist?

War dies des Rätsels Lösung?, frug sich Bragi: Daß nur er zu wissen beehrte, weil alle anderen die Antwort bereits kannten? Aber wie war das möglich, wo seines Wissens kein Einwohner Olta-me je verlassen hatte? Wo man ihm auf die klare Frage nach dem Ist hinter dem Horizont rätselhaft antwortete: „Deine Heimat ist dort nicht – was schert’s dich dann?“

Genau genommen teilte niemand Bragis Leidenschaft mit dem erforderlichen Ernst, ja, empfand sie zuweilen als aufdringlich, und begegnete ihr über die Jahre zunehmend mit Gleichgültigkeit, ungeheuchelter Taubheit. Bragi hatte dem

nichts entgegenzusetzen. Die anderen, seine Familie eingeschlossen, zu fragen, hatte nicht länger Sinn: Sie wußten ja doch nichts; wollten nichts wissen.

Diese Lebensweise; diese Art persönlicher Vorsehung betrübte Bragi täglich. Er mußte sich ja nur umsehen und erkannte, wie begrenzt seine Möglichkeiten seien. Noch hatte er nur die Verpflichtungen im Haushalt zu erfüllen. Doch später, in wenigen Jahren schon, das wußte er so sicher wie seinen Namen, würde er Fischer werden müssen, vielleicht sogar der Jäger. Es heißt *der* Jäger, denn auf so kleinen Inseln kann es nur einen geben: Mehr braucht es nicht, um ab und zu ein wildes Kaninchen zu fangen, Vogelei zu sammeln, Fallen und Pechruten zu kontrollieren. Immerhin sey man dann etwas anderes als Fischer, meinte seine Mutter; sey etwas Besonderes. Doch wie besonders ist ein Wegerich neben Klee auf einer endlosen Blumenwiese?

Und wenn er nun Soldat sein wollte? Oder Taschenmacher? Wenn er Anatom, Astronom, Schreibmeister sein wollte? Wo könne man das lernen? Wo lebten Meister und Schüler? Und was sollte noch aus ihm werden? Seine maßlose Fantasie beantwortete zunächst nur, was ihm verwehrt bliebe.

Bragi war ein Träumer und lebte mit diesen Gedanken in den Tag hinein. Anders als seine zwei jüngeren Schwestern Runa und Eila war er durchaus alt genug, eine Vielzahl an Aufgaben in Haus und Hof zu übernehmen. Doch nichts gab er sich aufrichtig hin; nichts ging er mit dem notwendigen Fleiß an. Seiner Mutter blieb das nicht unbemerkt. Dennoch trieb sie ihn nicht an, wie er es verdiente, vielleicht sogar erwartet hatte. Seit Vaters Tod war sie umso mehr auf seine starken Hände angewiesen. Er mußte buttern oder

das Dach ihres Hauses ausbessern, Wasser herbeitragen, die Ställe ausmisten, das eigenwillige Vieh versorgen und dergleichen mehr. Arbeit, die ihn aufgrund seiner Statur kaum mühte, aber umso mehr belästigte, da man ihm keine Wahl ließ. Er tat dies aus familiärer Verbundenheit, und Mutters Wort galt Gesetz. Einen eigenen Willen lernte er erst spät. Und noch ein anderes Ereignis bewies ihm die indirekte Gefangenschaft, sogar die seines Gewissens:

Jahre zuvor geschah, daß er wie so oft von seinen beiden Vettern geneckt wurde. Tassilo und Tomte gehörten zu den wenigen Inselkindern in seinem Alter und meinten daher umso mehr, ihm ihre Unreife in Form böser Worte und anderem Mißfallen darzustellen. An diesem Tag bewarfen sie ihn mit Fischköpfen, sogar Steinen, daß es ihm zu viel ward. Mutter hatte bewußt nie eingegriffen in das kindliche Messen; die Bewahrung vor Schmerz und Schmutz galt als verpönt – wie sonst sollte das Kind in dieser unbarmherzigen Welt abgehärtet werden? Und so ermutigte ihn der mütterliche Hochmut, selbst eine Lösung für seine Probleme zu finden.

Nun, Bragi's Lösung bestand im Ergreifen des nächstbesten Holzscheites. Mit dem schlug er Tomte drei Zähne aus dem Kiefer. Anschließend waren die Fronten geklärt. Zunächst jedenfalls.

Freilich gab es daraufhin die große Klage über die von ihm vermittelte Brutalität, unbegründet sogar, wie Tassilo log (denn Tomte konnte, vielmehr wollte eine Weile nicht sprechen). Selbst für Bragi unerwartet, trat seine Mutter Asbirg schützend vor und sprach:

„Wer einen Friedfertigen grundlos zu Gewalt antreibt, der hat mit den Folgen zu leben!“ – Und dies donnerte sie so

lautstark zwischen die Häuser, daß es jeder Inselbewohner gehört haben mußte, und infolgedessen auch keine weitere Sühnung der Untat eingefordert wurde.

Bragi wußte es besser, zunächst auf einer Ahnung begründet; schließlich war er mit der sadistischen Motivation seiner garstigen Vetter vertraut: Wenn sie bisher nur mit Steinen geworfen hatten, so würden sie jetzt womöglich zum Äußersten gehen. In einem Wort: Er fürchtete ihre Rache, tagein-tagaus, für viele Monde. In seinen Ängsten verstellte er des Nachts die Leiter zu seiner Schlafstätte (er ruhte ihm Dachfirst des Hauses) mit einem Schemel. Denn keine Haustür auf der Insel durfte unbegründet verriegelt werden – dazu gleich mehr.

Jedenfalls haßte er seitdem seine Vettern, nicht der ihren oder seinen Taten wegen; sondern weil er all das nicht gewollt hatte und nun mit dem aufgezwungenen Ergebnis zu leben hatte. Er war die Puppe am Bändel, der Köder an der Angel; er war machtlos und irr, fehlgeleitet, verunsichert, mutlos und erschrocken, ohne Ausweg, daß sein eigenes Wesen, dieser atmende Körper mit eigenen Gedanken, derart fremd gelenkt sey.

\*\*\*

Nun, soeben war gesagt, daß keine Tür eines jeden Hauses verriegelt werden durfte. Jedenfalls nicht grundlos. Denn wie wir vom Haupthaus bereits wissen, läßt sich dessen Tür durchaus mit einem Riegel sichern, um den Sturm auszusperren. Auch wenn Mann und Weib alleine sein wollten, konnten Türen und Fensterläden selbstverständlich verriegelt werden. Die Alten verzichteten dagegen auf Vorrichtungen dieser Art und man darf sogar behaupten, aus dem



Vorhandensein eines Türriegels auf das Alter des Bewohners schließen zu können.

Indes besaß keines der Häuser ein Türschloß, konnte demzufolge nicht abgeschlossen werden, wenn man das Haus verließ. Das Vertrauen darauf, daß es unter den Nachbarn keine Diebe gäbe, hatte viel damit zu tun, aber eben nicht alles. An einem Ort, wo selten etwas Neues eintrifft und das Alltägliche zur Kostbarkeit werden kann, kennt man freilich den Diebstahl an sich. Doch wohin sollte ein Dieb entkommen? Und wenn er doch entlarvt würde, wäre er von allen ausgegrenzt? Ebenso gut hätte er sich gleich ins Meer stürzen können. Nein, Vertrauen war alles, was man hier hatte.

Stattdessen bediente man sich eines anderen Vorgehens, so traditionell in der Gesellschaft wie die Weitergabe der Trachten von den Eltern an die Kinder: Wer das Haus verließ, rollte einen kopfgroßen, annähernd runden Stein auf die Türschwelle, gleichbedeutend mit der Aufforderung, daß niemand außer dem Besitzer das Haus zu betreten habe. Form und Größe des Steins waren dabei Ausdruck für Stand und Ansehen. Je prächtiger er wirkte, umso bedeutender hielt sich sein Eigentümer. Auf einer Insel von Gleichgestellten war dies aber keine ernsthaft zu respektierende, bestenfalls die eigene Eitelkeit befriedigende Vorrichtung. Ohnehin hatte jeder Insulaner die Gelegenheit, vom Strand einen noch schöneren Stein herbeizuschleppen, um die Nachbarn neiden zu lassen. Sah das sogenannte Oberhaupt – eine Kuriosität, von der ich gleich erzählen will – diesen neuen Stein und glaubte, seine gesellschaftliche Stellung damit festigen oder bekräftigen zu können, wies er seine Unterstellten an, einen noch besseren zu finden, oder den einen einzutau-

schen, zum Beispiel gegen ein wertvolles Möbel, einen Pelz, eine Flöte oder ein gutes Beil, alles gleichermaßen von Wert.

Das Ange deutete über das sogenannte Oberhaupt ist in der Tat eine Merkwürdigkeit, die es in dieser Form vielleicht wirklich nur auf Olta-me gegeben hat. Man muß dazu wissen, daß die Inselbewohner – in ihrer Gesamtheit – zwar verschiedenen Clans angehören; jedoch kein Mensch sich je zum Jarl erhoben hat, die anderen zu diktieren. Hätte es einer versucht, wäre er noch am selben Tag gestürzt worden. So die Ehre ihnen wichtig ist – die Freiheit und Maßlosigkeit des eigenen Willens schätzen die wilden Einwohner mehr.

Nun ist es aber so, daß man zuweilen doch eines Hervorragendem, eines Wortberechtigtem bedarf, zum Beispiel bei Verhandlungen mit Außenstehenden oder als Sammelpunkt für inseleigene Beschwerden, gelegentlich sogar als Schiedsmann bei Streitigkeiten. Diese „hervorragende“ Position ist, so selten sie gebraucht wird, nicht sonderlich beliebt. Denn sie bringt Verpflichtungen mit sich. Umso vortrefflicher war es da, daß zu Bragis Lebzeiten ein eitler Kerl auf der Insel wohnte, der sich selbst als etwas Besseres wahrnahm. Genau genommen zog er anstelle des von ihm erwarteten Respekts meist nur Spott auf sich. Wenn er aber als die eine für das Inselvolk sprechende Stimme, beispielsweise bei der Ankunft eines seereisenden Fernhändlers, vortrat, dann stellten sich die Nachbarn geschlossen hinter ihn, und ließen ihn in deren Namen Preise verhandeln. War der Händler wieder fort, wogen seine Ansichten und Anweisungen nicht schwerer als die aller anderen.

Endrich, von dem wir hier sprechen, hielt sich sogar für eine Art Gastwirt, und es ist richtig, daß es sein großes Haus war, in dem Fremde beinahe ausnahmslos empfangen, be-

wirtet und untergebracht waren. Kam zu solch besonderen Tagen das Volk zusammen, dann hier, an diesem gesellschaftlichen Treffpunkt, auf den Endrich (und seine nicht weniger eitle Familie) sich so viel einbildeten, und eine Art Vorsprache-Recht ableiteten.

Dabei gab es wahrheitlich nur eine Person, die instinktiv tatsächlich geachtet, vielleicht sogar gefürchtet wurde – Sif, die Dorfschamanin. Fürwahr eine bemerkenswerte Kreatur, die am Rand der Siedlung hauste: Geboren mit einer Verkrüppelung beider Beine und daher zeitlebens gezwungen, mithilfe einer Krücke vorwärtszustolpern. Sif wurde seither als Gesegnete verehrt, denn wer anders ist als alle anderen – der mußte von den Göttern geküßt sein! Nicht aus Mitleid, sondern aus Ehrfurcht wurde sie daher mit allem Lebensnotwendigen versorgt. Und Sif, in ihrer Funktion als Seherin, Schamanin, stand mit weisen Worten zur Seite, segnete die Säuglinge und deutete Träume. An sie wendete man sich in Angst vor der Geburt des Kindes, mit der Klage über schlechte Ernte, einem belasteten Gewissen oder Liebeskummer. Sie hörte all jenen zu, die sich aus Scham oder Verzweiflung nicht an ihre Familie oder Freunde wenden konnten oder wollten. Dann sprach oder sang sie Gebete, mischte Tinkturen, legte Steine zu Mustern, um das Wohlwollen der Götter zu erwirken. Und nicht zum ersten Mal liebäugelte auch Bragi damit, sie in seinem Kummer aufzusuchen. Später vielleicht, wenn er etwas älter ist.

Bis dahin würde er sich unterordnen müssen; so tun, als sey er weiterhin einer von ihnen: anspruchslos in Träumen und Sehnsüchten, die in ihm aufsteigen, als sey er auch sonst nicht absonderlich. Oder sah außer ihm niemand, wie gewöhnlich sein eigenes Tagewerk und das der anderen

dahinging?

Nehmen wir Tassilo, Bragis Geißel in jungen Jahren: Nach dem Aufstehen fütterte er die Gänse, ging dann zu seinem Vater, ihn zu fragen, ob er besser beim Netzefflicken oder im Haus helfen sollte. Je nach seines Vaters Vorliebe ging Tassilo ans Werk. War er mit dem Sammeln von Feuerholz beschäftigt, so kam meist nicht viel dabei herum: Statt die dicken Äste aufzulesen, die beim letzten Sturm niedergegangen waren, bückte er sich aus Bequemlichkeit nach den leichten Zweigen; und wenn er das quilente, durchaus dicke Bündel seiner Mutter vor die Füße warf, dann lachte sie erst nicht, sondern schilt ihn aus und ließ ihn zusehen, daß seine Arbeit von zwei Tagstunden innerhalb weniger Augenblicke im Herdfeuer dahinging, ohne den Wasserkessel zum Kochen gebracht zu haben. Dann hatte er mahnende Worte zu erdulden; wurden ihm noch einfachere Aufgaben auferlegt.

Und Linda? So hieß eine der vier Witwen auf Olta-me. Die lebte mit ihrem einzigen verbliebenen Kind inmitten der Siedlung auf einem großen Hof mit Garten. Morgens folgte sie gleich einer Routine dem Weg zum Hafen, ließ sich Fische und Krebse geben, sammelte bei den Nachbarn Gemüseknollen und Kräuter ein, wie sie da wuchsen rechts und links des Wegs. Daraus kochte sie beinahe täglich eine kräftige, durchaus geschmackvolle Suppe, von der sich, je nach Hunger, gegen Mittag die ersten leeren Schüsseln einfanden; die anderen Bewohner sich gegen Abend sättigen konnten. Mit dem Kochen hatte Linda allerlei zu tun, übernahm dennoch weitere Aufgaben: Sie grub im Feld; sie stopfte Löcher in der Hauswand mit angerührtem Lehm; sie wusch ihr Kind; flicht Schnüre aus Bast; töpferte; kochte Seife; und besuchte die Hilfsbedürftigen, um ihnen zur

Hand zu gehen und Gesellschaft zu haben. Linda war emsig aber verschwiegen, und gleichwohl sie die Aufgaben nach ihrem Willen aussuchte, war sie doch eine Gefangene im gesellschaftlichen Geflecht; war Teil einer unangenehmen Abhängigkeit, die nicht als unangenehm empfunden wurde; war nicht das Herz und nicht das Hirn des Leibes Olta-me, aber ein wichtiger Muskel, ein filigraner Finger, ein aufmerksames Auge, auf das man im Rahmen nachbarschaftlicher Gesinnung nicht verzichten konnte.

Bragi beobachtete weiter, wie die anderen Kinder und Nachbarn die Töpfe im Meer reinigten, die Feuerstellen fegten, Ackerland umgruben, die Wäsche machten, das Korn mahlten, das aufgefangene Regenwasser in Flaschen umfüllten, die Scharren aus Gartengeräten und Werkzeugen schliffen. All das beobachtete er – während seiner eigenen Arbeit – aufmerksam und erschreckend nüchtern; ebenso überlegen, wie ein Mensch das beflissene Treiben von Ameisen beobachtet. Doch darin blieb er allein. Es fiel nicht einmal auf, daß er dabei Löcher in die Luft starrte. So notwendig er all diese Tätigkeiten akzeptierte, so überdrüssig war er ihrer Fortsetzung und Wiederholung: Beschädigte Körbe oder Reusen wurde ausgebessert oder neu geflochten; ging ein Krug zu Bruch, töpferte man ihn neu – was von ihnen ging, fand sogleich Ersatz, um keine verändernde Lücke zu hinterlassen. Niemand kam auf die Idee, den neu getöpften Krug etwa schlanker zu formen, mit einer spitzen statt einer stumpfen Gießlippe; mit einem Muster aus Linienbändern statt rautenförmigen Stempeln entlang des Bauchs. Und man mochte den Eindruck gewinnen, daß auch auf jeden Todesfall sogleich eine Neugeburt folgte, als müßte der Kreislauf des Lebens insbesondere hier unabwendbar

eingehalten werden. Bragi grämte das Auf-der-Stelle-treten, ohne Möglichkeit der Weiterentwicklung. Er grämte sich, ungefragt Teil dieses Organismus geworden zu sein, und nicht zu wissen, welche seine Funktion oder ob sie für die anderen von Bedeutung sey. Um beim Körper zu bleiben: Wohingegen Linda der nützliche Finger oder das wachsames Auge war, fühlte sich Bragi wie eine überzählige Ferse; kräftig und stämmig, aber doch überzählig.

Ihm stand daher eine einzige, alles begleitende Frage im Sinn: Wozu das alles? Gibt es einen großen, geheimen Zweck hinter den täglichen Dingen, die, wie er nicht daran zweifelte, sich bis zu seinem Tode wiederholen würden und auch die kommenden Generationen plagen werden?

Weshalb – weshalb nur bin ich an dieses beklagenswerte Schicksal gebunden?, rief er gen Himmel, wenn gerade niemand in der Nähe war. Er wußte, daß es die Antwort darauf nur hinter dem Meer geben konnte.

### 3 Olta-me, eine kleine Welt

**K**ein Einwohner vor ihm hatte sich je dazu entschlossen – mit dieser Gewißheit maß Bragi es eines Tages aus: Seine Heimatinsel kann in einer drittel Stunde an der breitesten Stelle durchquert, und in zwei Stunden umrundet werden. Wobei es auf die Gelenkigkeit ankommt, wie geschickt man die ufernahen Klippen am Nordwest-Kliff überwinden kann. Es wäre bedauerlich, wenn dies alles sey, das man über das kleine, tapfere Eiland sagen kann. Denn wahr ist: Es ist ein wundervoller, idyllischer Ort, wenn man vor den Besonderheiten zugunsten ablenkenden Tagewerks

nicht die Augen verschließt. Alle anderen, meinte Bragi, können das in ihrer Einfältigkeit nicht wahrnehmen.

Gegliedert ist Olta-me in zwei Hälften, wovon die eine flach, die andere bergig, oder besser: hügelig ist. Auf der flachen, zumeist windabgewandten Hälfte siedeln die Einwohner in einem einzigen, namenlosen Dorf aus locker verteilten Hütten; und sie alle sammeln sich um einen Zugang zu einer Bucht, in der gefischt, nach Muscheln und Krebsen getaucht wird, und die die einzige Möglichkeit zur Anlandung fremder Schiffe darstellt. Obwohl dereinst ein langer, in das Herz der Bucht ausladender Steg errichtet worden war, wird er selten genutzt. Denn das Wasser ist hier zu seicht für den Tiefgang der meisten Handelsschiffe, deren ausladender Kiel sie gegenüber der ungewöhnlich stürmischen See festigt.

Hinter dem Dorf wird es rasch hügelig; hier grasst das Vieh, hier stehen die wenigen Felder mit robusten Anpflanzungen, die mit mühsam angelegten Büschen vor der Auswehung geschützt werden. Niedrige Zäune trennen die Schaf- und Ziegenherden, kaum der Erwähnung wert, zumal sie keine Besitztümer umranden. Einige Obsthaine und ein winziges Lagerhaus verteilen sich entlang der Nordkante des beschriebenen Bereichs. Es ist die Spielwiese der Kinder, der Arbeitsplatz der Melker und Schnitter. Die Fläche genügt zum Aufstellen von Strohpuppen und dem Trocknen der Ernte. Hierhin verbannte man den Unterstand für das Schmiedefeu, und die von Hand betriebenen Mahlsteine, deren Kratzen man im Dorf nicht länger ertragen wollte.

Die andere Hälfte der Insel wird von den Einwohnern gemieden; vom Einzelgänger Bragi umso häufiger aufgesucht. Wer nicht gut zu Fuß ist, hat hier nichts verloren. Wer den

starken Wind auf den Anhöhen nicht ertragen will, der sollte umkehren. Bragi stattdessen liebt das wilde, kaum bewachsene Land, das sich nur zum Steine sammeln zu eignen scheint, die an vielen Stellen mühelos aus dem Boden gegraben werden können. Im Dorf hat man sie zu Treppen zusammengelegt, zu Schutzmauern vor dem Wind. Doch nur hier, im bergigen Oberland, kann Bragi, den das Fernweh plagt, weit auf das Meer hinaussehen – und erkennt bei gutem Wetter die drei Nachbarinseln, die der seinen so ähnlich sind. Bragi kennt niemanden, der sie je betreten hat.

Es heißt, sie alle seien bewohnt, ganz ähnlich wie Olta-me: Drei-vier Dörfer, Familien, etwas Vieh und Fischfang. Aber genau weiß das keiner. Man glaubt ja immerhin auch, daß Warzen nur bei Vollmond in einem ganz bestimmten Sternzeichen mit Tinktur zu behandeln seien. Von Nachbar-Clans spricht man wie von entfernten Verwandten, die sich auf einen Urahn gründen. Ob seine Großeltern dort leben?, fragt sich Bragi beim Blick auf die verschwommen erkennbaren Felshaufen am Horizont.

Erst kurz vor und nach Sonnenaufgang werden die Umrisse so klar, daß man Einzelheiten auszumachen meint: Die Wellen verschleiern ihre Wurzeln, doch darüber stehen die dunklen Zacken, daß sie endlich den Vergleich ermöglichen: Bergiger scheinen die benachbarten Eilande zu sein – und das ist alles, was sich darüber sagen läßt. Bragi bedauert diese natürliche Wissensgrenze. Es ist, als wollte man die Sterne kennenlernen und könne nicht mehr als die Helligkeit und Farbe ablesen; so fern, so unerreichbar, daß kein Weg zu ihnen führt, so hoch man auch danach springt.

Immerhin stehen zwei der Inseln dichter beieinander,



lassen sich in einer Richtung gemeinsam ins Auge fassen, wohingegen man sich zum Betrachten der dritten Insel auf der Stelle umwenden muß. Haben sie eigene Namen, diese Inseln? Jedenfalls keine anderen, als Bragi sie seither kennt, um sie im Rahmen seines Verständnisses überhaupt eingliedern zu können. Wie nennen die darauf lebenden Familien ihre Heimaterde? Auch die Nachbarn wissen nichts – es interessiert sie kaum. Um beim Vergleich mit dem Firmament zu bleiben: Als forderte Bragi den Namen jedes einzelnen Lichtpunkts, was die meisten Menschen unsinnig, geradezu fehlgeleitet unnütz spotten.

Nur einmal hörte er ein Gerücht, wonach ein gewaltiger Sturm über eine der Inseln herzog – daraufhin alle Fischer starben, bis nur noch Frauen und Kinder übrig waren, die allein keines der beschädigten Boote wiederaufbauen konnten. Schließlich verendeten jene armen Seelen, denn die Boote entscheiden – damals wie heute – über Leben und Tod.

Wie dies einmal zu oft vorkam, soll ein Inselrat, eine Art Zusammenkunft der Häuptlinge, zusammengetreten sein und über Maßnahmen beratschlagt haben, um derartige Tragödien zukünftig zu vermeiden. Dazu gehörte die Bereitstellung separater Rettungsboote, als auch die regelmäßigen, an Kontrollen angelehnten Besuche auf jeder beteiligten Insel zu jener Feststellung, ob es auf den Inseln im Verband rettungsbedürftige Menschen gäbe. Letztlich konnten sich die regelmäßigen Kontrollen nicht durchsetzen, denn sie erforderten jederzeit Wagemut und Lebensgefahr desjenigen, der mit kleinem Boot auf die wilde See hinausfahren mußte. Trotz daß die Inseln allesamt in Sichtweite lagen, war es zwischen ihnen wie eine Feuerwand und Schlangengrube,

wie ein tödlich reißender Fluß, ein feindliches Feldlager. Wie dem auch sey, Olta-me blieb dann wieder jahrzehntelang isoliert, von wenigen Besuchern durch hochsetüchtige Händler abgesehen.

\*\*\*

Als wichtigstes Baumaterial gilt trotz der Fülle an leicht abbaubaren Steinen das Holz. Das ist bis in die Gegenwart nicht anders. Holz braucht man für den Bau der Dächer, für Möbel, für Faßdauben, als Brennholz und selbstverständlich für den Bau der Boote, die damit zur Lebensgrundlage werden. Denn von Feldfrüchten und Gartenernte allein kann niemand überleben, zu karg ist schwarzer Boden. Umso kostbarer wird der Rohstoff Holz dadurch, daß er auf der Insel so selten vorkommt. Man könnte zu Recht behaupten, daß jeder kleine Rest genutzt wird: Ist ein Stück zu kurz für den Bootsbau, versucht man damit Möbel zu machen, und sey es nur eine Strebe im Bettgestell. Taugt es auch dazu nicht, versuchen sich die Werkzeugmacher und Pfeifenschnitzer. Erst dann kommt der unbrauchbare Rest in ein Lager, in dem sich ein jeder für die Bevorratung von Brennholz bedienen kann.

Zweitens ist daher umso unglücklicher, daß die wenigsten Bäume der Insel als gerader Stamm wachsen. Nur bei Hainen, die in windgeschützten Senken stehen, ist das überhaupt denkbar. Alles andere gedeiht verkrüppelt und mit zahllosen Fehlern, ist verwuchert und von geringer Abwehrkraft gegen die unter der Rinde kriechenden Tiere.

In der Tat kennt Bragi so eine Baumgruppe aus vier annähernd gleichmäßig gewachsenen Pfählen, die von den

Anhöhen der Klippe so lange unsichtbar bleiben, bis man mit etwas Kletterei eine Felsennase überwunden hat. Hier kommt allein Bragi her, sitzt dann für eine Weile inmitten seines Geheimnisses – so klein, daß sich mit den vier Burschen ohnehin kein vollständiges Boot zimmern ließe – und atmet beruhigt in der windstillen Nische inmitten des bedrohlich steilen Kliffs, immerfort den Blick gen Meer gerichtet.

Nun, da man auf Holz so sehr angewiesen und die Insel überwiegend von windverkrüppelten Formen bewachsen ist, bedient man sich dreier weiterer Quellen.

Da ist zunächst das Strandgut. Nicht einmal selten werden Bruchstücke von Holzkisten und Wrackteilen angeschwemmt – woher oder wie alt, weiß niemand so genau. Meist ist das Holz morsch; eignet sich nach dem Trocknen aber immerhin zum Verfeuern, manchmal auch für anspruchslose Viehzäune.

Zweitens kann man Wracks ausschachten, aber die sind rar. Noch kein Lebender hat je ein Schiff auf die Klippen von Olta-me oder einer Nachbarinsel auflaufen sehen, aber es gibt diesen Holz-Schatz unter Wasser – das wissen die Alten, und das wissen die Händler, die Olta-me umso vorsichtiger anlaufen.

Die Händler sind im übrigen die dritte Quelle für einigermaßen gerade Stämme oder Bretter. Um den Mangel wissend, wird Holz umso teurer eingetauscht – doch dazu bald mehr. Für Bragi jedenfalls bedeutete dieser Umstand, daß ihm seine Heimatinsel bald wie ein natürliches Gefängnis vorkam, von dem er weder fortschwimmen noch davontreiben konnte. An den Bau eines eigenen Bootes war in diesen Tagen nicht zu denken.

Ganz in der Nähe seines „Verstecks“ in den Klippen entsprang die einzige Quelle der Insel. Sie war, solange er sich erinnern konnte, tatsächlich winzig: Das zwischen Grassodden am Hang geborene Rinnsal war nur fingerbreit und sammelte sich im Lauf über die abschüssige Neigung der Hügel bis hin zum plätschernden Sturz nahe dem Dorf zu kaum mehr als einem nunmehr armdicken Strömchen an. Hier quoll die Lebensader unter Bewuchs hervor und tröpfelte einige Meter tief zum Ufer an der Bucht, bevor es in einer hölzernen Rinne aufgefangen und in bereitstehenden Überlauf-Fässern gesammelt wurde. Doch eigentlich war es nie genug, um damit den Durst der Menschen zu stillen, die sich hauptsächlich von salzigem Fisch ernährten. Stattdessen sammelten die Einwohner – jede Hütte für sich – das Regenwasser in weiten Beuteln aus Viehhaut.

Bemerkenswert ist, daß Bragi, seiner Kenntnis nach, sich als einziger um die Pflege der Quelle, diesem so bedeutsamen Vorkommen, bemühte. Regelmäßig kontrollierte er den Wasseraustritt und räumte den Auslauf von Gezweig und Steinen frei. Bragi hatte nie aufgehört sich zu wundern, mit welcher Selbstverständlichkeit alle anderen die Verfügbarkeit von Trinkwasser hinnahmen. Umso mehr sah er seine Aufgabe auf dieser Hälfte der Insel, auf die kaum jemand einen Fuß zu setzen nötig hielt, und die Bragi darum umso bestärkter für eine Art Eigentum hielt.

Um den Austritt des Lebenswassers errichtete er aus glatten Steinen eine Umkränzung und widmete sie einer Schutzgottheit (deren Name nicht überliefert ist). Ihr erwies er Ehre, indem er rund um das Wasser Blumenkränze und Kräuter, kleine Minerale, Tonanhänger und -figuretten darlegte. Heute weiß niemand mehr, weshalb er das tat, denn

es paßte so gar nicht zu seiner verschlossenen Lebensweise; man kann sie aber noch finden! Es liegt die Vermutung nah, daß er für eine Form der Erlösung betete, sein unstillbares Anliegen, die Insel verlassen zu dürfen.

Aber so einfach ist das nicht, denn kein Mensch jener Ära bat Gottheiten um die Erfüllung von Wünschen! Nein, Demut beherrschte das Herz, und wenn man bat, dann um günstiges Wetter oder die gefällige Niederkunft, ohne daß Mutter oder Kind würden Schaden nehmen. In diesem Sinne bat Bragi wohl eher um einen glücklichen Zufall – im Tausch mit dem Versprechen, die Welt kennenzulernen und ihren Nutzen zu teilen und nach Hause zu tragen.

Noch ein weiterer Lieblingsplatz darf nicht unerwähnt bleiben: Auf der höchsten Erhebung der Insel lag die Ruine eines Leuchtturms. Das war im Prinzip nicht mehr als ein Haufen zusammengefallener Steine, früher gewiß zwei oder drei Mann hoch.

Heute könnte der Ort einem Grabhügel gleichen; solchen, wie man sie am östlichen Ende der Insel bis heute für die Verstorbenen einrichtet. In flachen Gruben legte man die nackten Körper, bedeckte sie mit loser Erde und schichtete dann flache Steine darauf, bis sich ein deutliches Landschaftsmal erhob. Mit der Zeit überwucherten die Gräber, und so war es auch richtig. Bald war von ihnen nichts mehr zu sehen, kein Hinweis deutete auf den Verstorbenen. Der lebte stattdessen in Erinnerungen und Geschichten weiter, so wie auch ich Bragis Geschichte wiedergebe.

Jedenfalls war der Ort gut gewählt – von kaum einem anderen Platz sah man ungestörter in alle Richtungen aufs Meer. Für Bragi bedeutete der vergessene Ort, denn er zeigte an, was einmal groß gewesen war. In seinen Augen stellte

der Steinhaufen ein Mahnmal für alle Überheblichen, die, allen gemein, nur eine Zeitlang glänzen und am Ende doch in sich zusammenfallen müssen; und weiter, daß etwas von Nutzen eines Tages unnütz erscheint, sodaß man es verkommen läßt. Denn wer einen Leuchtturm baut, der will Schiffe warnen, etwa vor den Klippen. Heutzutage sind Besuche auf der Insel so selten wie ein nächtlicher Regenbogen, und die Leute laufen auf den Anhöhen zusammen, wenn jemand zufällig die Spitze eines Segels am Horizont erkennt.

Immer wieder sitzt Bragi zwischen den Steinen und stellt sich vor, wie der Turm einmal ausgesehen haben muß. Dann steckt er einzelne Steine zurück in ihre Fugen, dort, wo er es sicher erkennen kann, und wo das Fundament noch nicht zugewachsen ist. Gleich einer Lebensaufgabe bringt er Stein um Stein zusammen, in der vagen Hoffnung, eines Tages den Turm wiederherrichten zu werden. Ihm spielt der glückliche Umstand zu, daß die Steine wohl vollständig daliegen müssen – denn wer sollte sie schon fortschleppen?

## 4 Zweite Chance

**A**N einem frühen Sommertag, da Bragi gerade das Dach ausbessert, geschieht es. Er steht wie alle Tage auf der langen Leiter, die seitlich am Haus lehnt, bei manchen Hütten sogar fest angebunden worden ist und aufgrund des häufigen Gebrauchs gar nicht erst weggestellt wird. „Dachleitern“ nennen manche sie daher, denn sie haben nur diese eine Funktion; und *dachleitern* nennt man seitdem die Tätigkeit.

Die Familie hat einige Wochen trockenes Gras gesammelt

und im abendlichen Gemeinwesen zu steifen Bündeln verschnürt, die nun, Lage um Lage, am Oberdach und allen bekannten undichten Stellen befestigt werden, während Bragi undichte Teile gleichzeitig abnimmt und eine seiner Schwestern sie dem Herdfeuer zuführt. Seit Vaters Tod ist er der Mann im Haus, obwohl das nichts heißen will. Beschwerliche Arbeiten verrichten, wo es geht, ebenso die Mädchen und Frauen. Doch in diesem Fall ist seine hochgewachsene Statur tatsächlich von Vorteil, denn nur er reicht von der letzten Leitersprosse bis zum Dachfirst, ohne auf das empfindliche Geflecht auftreten zu müssen.

Nun ist Bragi bereits eine Weile bei der Arbeit und blickt gerade pausierend auf die See, die sich heute, wie auch in den letzten Tagen, weitgehend ruhig verhält. Daraus darf der Zuhörer aber keine Windstille schlußfolgern; denn Wind ist es, der zur Insel und den Einwohnern gehört wie die tägliche Mahlzeit; Windstille ist dagegen eine bemerkenswerte Ausnahme und wird sogar vom Dorfchronisten kalendarisch erfaßt. In Richtung der Sonne spiegeln sich blendende Zacken auf den niedrigen Wellen, daß die See beruhigend glitzert. Und da sieht er es: Eine dieser glänzenden Zacken ist nicht das Sonnenspiel, sondern das Rahsegel einer Holk! Und da sie mit dem geringen Wind zieht, kommt sie näher!

„Mutter! Sieh'!“ ruft Bragi vom Dach herab, und Asbirg stellt ihren Korb zu Erden, dachleitet selbst und späht nach dem Handelsschiff. Sofort erkennt sie dessen Bedeutung und verständigt die Nachbarn. In kurzer Zeit weiß das ganze Dorf von dem bevorstehenden Besuch; jedermann läuft aufgebracht von Haus zu Haus, will selbst spähen und der Erste sein, der es weitererzählt. Schon gehen die

ersten Gerüchte durch die Reihen: Ist es wieder der Händler Wittiko? Wie lange wird er diesmal bleiben? Was mag er dabei haben? Und was haben wir zum Tauschen vorrätig?

In diesen Tagen ist insbesondere Honig das begehrteste Gut. Lange, bevor Wittiko seinen nächsten Besuch abhält, spekulieren die Inselbewohner über die gehandelte Menge und was sich damit anstellen ließe: Süße Brote, Dekor auf Kuchen und so fort. So ist es die Fantasie, die die Menschen umtreibt, und, sehr zu Bragis Gefallen, an etwas anderes als das gewohnte Tagewerk denken läßt. Wie sie dann sprechen und witzeln, wie sie endlich einmal ihren durchaus vorhandenen Verstand gebrauchen und zeigen – das erfreut auch Bragis Herz. Gleichzeitig bedauert er, daß es dazu des Besuchs eines Fremden bedarf: Welche Möglichkeiten dieses kleine Völkchen doch hätte, wenn es nicht so isoliert leben wollte!

Bragi folgt dem Menschenstrom mit gemächlichem Schritt hinunter zur Bucht. Dort haben sich bereits Zahlreiche auf dem Steg versammelt, ihnen voran die Kinder, die alles stehen- und liegenließen, um diesem seltenen Anblick der Abwechslung beizuwohnen. Da gibt es auch einige Frauen, die greifen zunächst zum Besen, fegen rasch den Vorhof, stellen die Töpfe gerade, sammeln, was lose herumliegt, und richten am Ende ihre Kleidung, ehe sie sich ebenfalls zum Empfang begeben.

Dabei ist es noch lange nicht so weit: Denn bis der Händler mit seinen mit Waren bepackten Beiboote tatsächlich das Inselland betritt, kann gut ein halber Tag vergehen. Es ist nämlich so, daß, wie bereits erwähnt, die Fischerbucht zu flach für größere Handelsschiffe, auch eine Holk, ist. Allerdings können diese Schiffe auch nicht einfach vor der



Küste ankern, denn dort ist es wiederum ungewöhnlich tief. Nachgemessen hat es freilich niemand, aber man vermutet, daß der Inselfuß nur ein wenig in die See hineinragt und dann sehr schnell und sehr steil bis zum Meeresgrund abfällt; in jene schwarze Tiefe, die sich unserer Vorstellung entzieht. Da nun Ankerketten meist nicht so weit reichen, müssen die großen Schiffe irgendwie Position halten, und schwanken dabei ordentlich in den Wellen. Das ist eine Herausforderung für jeden Kapitän.

Derweil verläßt ein Ruderboot mit drei Mann Besatzung den Steg von Olta-me, und begrüßt vor der Küste die Ankömmlinge. Dies hat noch einen anderen Grund, nämlich um festzustellen, ob die Seefahrenden Krankheiten mit sich bringen, für die es auf der Insel keine Heilung gibt. So klettert bald einer der Männer an Bord, fragt nach dem Grund des Besuchs – der beinahe ausnahmslos der Tauschhandel ist – und sieht sich unter Deck um, ob die Matrosen schwitzen oder ermattet wirken. (Es geht die Legende um, daß dereinst durch eine Krankheit alle Einwohner einer benachbarten Insel gestorben seien.) Erst dann dürfen der Händler und eine Handvoll seiner Leute Boote mit Waren beladen und dem Lotsen zur Bucht folgen.

Der Chronist weiß von genau zwei Begebenheiten, bei denen es nicht um Handel ging. In beiden Fällen fuhrn die Schiffe unter unbekannter Flagge, und die Besatzungen sahen außerdem ein wenig anders aus als man es gewohnt war. Die erste Mannschaft hatte sich verirrt und freute sich über die bewohnte Insel Olta-me, deren Einheimischen sie ihre Seekarten vorlegen konnten. Beim zweiten Mal, ebenfalls Jahrhunderte her, trieb ein kaum noch besetzter Kahn vor der Küste, und als ein Empfangskomitee das Schiff betrat,

waren noch acht Menschen am Leben, halb verhungert und verdurstet. Bevor das ohnehin beschädigte Schiff beim nächsten Unwetter an den Klippen auseinandergerissen wurde, hatte man die Überlebenden auf Olta-me gebracht. Von den versorgten Menschen überlebten am Ende zwei Männer und eine Frau, die auf der Insel blieben. Man muß sie zu unseren Vorfahren zählen.

Bragi fragt sich bei derartigen Geschichten immerzu, ob den Überlebenden überhaupt eine Wahl geblieben war. Selbst vor Jahrhunderten wuchsen kaum mehr Bäume als heute, schon gar nicht genug, um damit ein hochseetüchtiges Schiff zu bauen. So stellte sich nicht die Frage, *ob* sie bleiben wollten oder nicht; sie mußten ganz einfach; sie waren ebenso gestrandet wie auf jedem anderen kargen Felsen! Unter dem Titel „Der Schiffbruch der Neun“ (laut Chronisten waren es doch nur acht) wurde dieses Ereignis als gern und oft gehörtes Märchen weitererzählt, und wenn Bragi dann um die Deutung zu diskutieren suchte, wollten seine Zuhörer nichts davon wissen. Wie bei der Musik interessierte man sich allein für den Klang einer Melodie; nicht für deren Herkunft oder ursprüngliche Bedeutung.

Mittlerweile scheuchte Endrich seine Familie zu Ordnung und Sauberkeit, denn es war abzusehen, daß Wittiko auch dieses Mal in seinem Hause Gast sein werde. Für mehrere Tage konnte er sich endlich wieder von seiner besten Seite zeigen; konnte das kostbare Geschirr, die klaren Gläser auftischen; das beste Vieh schlachten, das Unverdorbenste aus seinem Lagerkeller heraufbringen und als vorgegebenen, tagtäglichen Standard servieren lassen. Das Bild, das der Händler und sein Gefolge daraufhin von der Lebensweise der Inselbewohner erhalten mußten, war freilich ein

Falsches. Doch es sicherte die dankbare Gewißheit, daß Olta-me auch im nächsten Jahr wieder besucht und mit seltenen Waren beliefert werden sollte.

Sowie die Gesandtschaft in diesen Tagen sich dem Steg in der flachen Bucht vor dem Hauptort nähert, werden die neugierigen Stimmen der Einwohner lauter: Man späht und rät, wie viele Fässer an Deck zu sehen seien, gleichwohl nicht alles davon Tauschgüter sein müssen: Aus der Erfahrung weiß man, daß Wittiko die Gelegenheit nutzt, seine Frischwasservorräte aufzufüllen. Andere, gerade die Kinder, staunen über die schiere Größe des vor der Küste liegenden Handelsschiffes, daß sich vorzustellen unfähig ist, woher man so viel Holz zusammenbringen konnte. Die meisten Einwohner haben in ihrem ganzen Leben gerade so viel Holz gesehen, daß man damit bestenfalls das Vorderdeck würde nachbauen können. Und so ist die Holk auch in Bragis Augen ein in den Wellen schwankender Traum; ein Traum, über dessen Herkunft sich nachzudenken lohnt: Müßte nicht dort, wo die Holk ihren Heimathafen hat, mehr davon sein? Mehr Land und damit auch mehr Wald? Vielleicht sogar so viel, daß Wittikos Gefährt dort gar nicht auffällt?

Man muß verstehen, daß die Einwohner der Insel in ihrer Vorstellungskraft gewissermaßen beschränkt sind, dies aber, mit Ausnahme von Bragi, nicht als Nachteil zu erkennen vermögen: Für sie ist das Leben hart und entbehrungsreich, abgelegen und arm – doch allein in den Augen eines Reisenden. Die Einwohner von Olta-me sehen dagegen ihre kleine Welt als vollständig; als von Wasser umgebende Welterde, die weiter einzuordnen nicht lohnt. Ob es da irgendwo ein großes Land gibt, ist den genügsamen Menschen schlichtweg egal. Und warum auch nicht? Es ist einfaches Volk,

das sich umso mehr über die seltenen Besuche des Händlers freut; das ganz aufgeregt ist, wenn ein Töpfchen Honig oder ein Sack unbekanntes Mehls zum Tausch angeboten wird, gegen Dinge, die sie wiederum für weitgehend wertlos erachten: bemalte Flügelmuscheln, Trockenfisch, Seesterne, Perlen, Hanfseile, Met, kunstvoll beschnittene Möbel. Wann immer sich die Parteien trennen, gehen sie zufrieden und mit dem Versprechen auf baldiges Wiedersehen. Was also ist daran zu bemängeln? Daß Bragi das hohle Spiel durchschaut, ändert daran nichts: Daß hier einander gleichermaßen als wertvoll und wertlos erachtete Gegenstände getauscht werden, beweist ihm nur, daß es „da draußen“ noch andere Wertvorstellungen geben muß. Wer bereit ist, für ein paar Perlen ganze Bündel mit Leder herzugeben, der hat die Welt mit anderen Augen gesehen; und der kennt Menschen, die an anderen Werten ihren Charakter messen.

Endlich erreicht der Konvoi den mit Menschen angefüllten Steg, die Wittiko grüßende Worte zuwerfen, allen voran Endrich und seine Familie. Der Händler dagegen läßt sich ungeniert feiern und wie einen Heiligen anrufen, nur weil er der Überquerung der Meere fähig ist. Argwöhnisch beäugt ihn Bragi aus der Ferne, pfeift abwertend in die Luft und ist doch seltsamerweise an den reisenden Mann gebunden, wie ich gleich noch ausführen will.

Das Waren-Boot legt nicht am Steg an, sondern fährt am wartenden Volk vorbei, bis zur Uferlinie am Strand, wo Wittikos Männer die Ruder einholen und den breiten Kahn an Land ziehen. Einige der Einwohner helfen ihnen, und fassen auch beim Entladen der Kisten und Käfige, Säcke und Fäßchen, Flaschen und Netze an. All das wird noch vor Einbruch der Nacht unter den neugierigen Blicken der

Schaulustigen am Strand aufgetürmt, anschließend das Boot umgekehrt und wie ein Dach zur Hälfte darübergestützt. Unempfindliche Waren bleiben dem Wetter ausgesetzt, während die kostbarsten Dinge unter dem Boot vorgehalten bleiben. Da es an diesem Tag zum Handeln zu spät ist, begibt sich Wittiko mit seinem Gastgeber zu dessen Haus, der Taverne, während einige Männer zur Bewachung der Güter zurückbleiben. Dabei ist das gar nicht nötig: Denn die Einwohner von Olta-me mögen einfältig und manchmal streitlustig sein; aber ihren einzigen Kontakt zum so begehrten Honig würden sie nie bestehlen.

Endrich geht voran, Wittiko begleitet ihn, das Volk folgt. Das große Haus wird noch immer hergerichtet: Inmitten des großen Raumes, der leicht allen Einwohnern und den Gästen einen Platz bieten würde, schürt jemand das Feuer. Endrich selbst, den man nur selten bei schmutziger Arbeit sieht, stößt mit lächelnder Anstrengung einige Scheite in die Glut, die seine Kinder anordnen sollen, daß ein Kegel entsteht. Dann geht er hektisch herum, wirft hastig die verbliebenen persönlichen Dinge in eine Truhe und entzündet weitere Kerzen. Mit der steigenden Helligkeit findet seine Frau die Zutaten für den Eintopf, den sie heute abend, anstelle eines vorzüglichen Bratens, anbieten will.

Wittiko ist die Bleibe bereits bekannt; er bezieht sie bei jedem Besuch. Zielstrebig und ohne Aufforderung geht er in eine der beiden mit Tür verschließbaren Kammern und legt dort seinen Mantel und Habseligkeiten ab. Dann kehrt er in den Hauptraum zurück, der sich mittlerweile mit den Einwohnern füllt. Auch wenn Endrich sich dem Gast lieber alleine präsentieren wollte, kann er seine Nachbarn nicht ausschließen und muß sie zwangsläufig teilhaben lassen an

der besonderen Zusammenkunft. Allerdings ist dies von aller Vorteil, denn sie bringen Getränke und Speisen als Geschenke mit. Jedem ist bewußt, daß der Gast einige Tage bleibt, und daher selbst das begehrte Tauschen mit hinreichender Geduld am Folgetag beginnen wird.

Endlich haben sich alle eingefunden, und die Stimmung ist gar nicht unähnlich derjenigen, in der ich, Ottokar, meine Geschichte erzähle. Bis tief in die Nacht sitzt man beisammen, der Händler schildert mit lauter Stimme seine Abenteuer, der die Zuhörenden begierig lauschen – auch Bragi. Ein Faß Met wird angeschlagen, daher werden auch die Stimmen der Zuhörer lauter, die Geschichten werden ausschweifender, die Worte maßloser, die Müdigkeit überwältigt die Jüngsten. Die Gruppe löst sich nach und nach auf, im Vertrauen, wie man die Zeit der Aussaat oder andere wichtige Tage des Jahres erlebt. Allein Endrich und einige andere Unermüdlische können nicht genug bekommen von Wittikos Eitelkeit, der ebenso unermüdlich seine Vorzüge prahlt: Welche Bewunderung er von Händlerkollegen erfährt; wie groß sein Kontor im Heimathafen ist; wieviel Gold er für die Bewaffnung seiner Schiffe ausgegeben hat; zu welchen Ländern und Völkern er Kontakt aufgenommen hat; im Dienste welcher Fürsten und Könige er steht.

Das alles muß ungemein beeindruckend klingen; doch Bragi, der ebenfalls geblieben ist, erkennt die Prahlerei als das, was sie ist: Bedeutungslos für den weisen Geist, der die dahinterstehenden Charaktereigenschaften wie durch eine Glasscheibe sehen kann. Ironischerweise bewundert er die Angeberei gleichermaßen, denn seine Geschichten klingen nicht ernsthaft übertrieben; und wenn auch nur ein Teil wahr wäre, so wäre Wittiko, der Fremde, doch mehr

herumgekommen als Bragi; hätte dasjenige Leben gelebt, nach dem er seit Jahren strebt. Sich an Wittikos Erfahrungen zu halten, bedeutet daher auch, etwas über die Außenwelt zu lernen. Und es bedeutet sogar, daß er sein Ausweg sein könnte – solange es Bragi nur geschickt anstellt.

Und so hält er sich, wie auch beim letzten Besuch, immer in Wittikos Nähe auf; beobachtet ihn; nutzt das Licht und die Menge, um sich zu zeigen oder bemerkt zu werden. Vor Jahren, beim letzten Besuch des Händlers, war er noch zu jung, um sich heranzutrauen; Wittiko gar anzusprechen! Doch heute schaut er mit Leichtfertigkeit auf das Vorhaben, macht es allein vom günstigen Moment abhängig, ob er „bemerkenswert“ ist. Nur was erwartet er?

In Bragis Fantasie segelt er mit Wittiko davon; erfährt endlich das große Abenteuer, nach dem es ihm seit der Kindheit verlangt. – Nur wie sollte er das anstellen?

Grübelnd sitzt er in einer dunklen Ecke in Endrichs Haus, trinkt, singt und spricht mit den anderen, doch ist verschlagen und lauernd, fast so, als wollte er sich dem Schicksal durch göttliche Fügung nicht ergeben, sondern seine eigene Handlung festlegen. Seine Mutter Asbirg hätte ihm die Ohren wundgeklagt, hätte sie davon erfahren! Doch darauf kann er keine Rücksicht mehr nehmen; er mußte fortan alleine entscheiden; eigene Erfahrungen sammeln. Ein dummes Katzentier hätte ihn die Mutter geschimpft, das durch Naivität und Eifer sich in Gefahr bringt, am Ende im Meer ertrinkt oder sonstwie sein Leben wegwirft.

Im Meer ertrinken konnte er durchaus, sollte er seiner ersten Idee folgen: Wenn er als blinder Passagier auf Wittikos Holk mitreisen wollte, würde er selbst vor die Küste schwimmen müssen. Heute nacht, wenn jedermanns Augen

durch Trunkenheit oder Müdigkeit benebelt sind, wäre ein guter Zeitpunkt. Jedoch, das Wetter ist genauso aufbrausend wie er, der voller Tatendrang am liebsten seine Kleider ablegen und sogleich ins Wasser springen wollte! Die Wellen schlagen hoch, er würde keine hundert Fuß schaffen, ehe er zwischen den Klippen ersöfft und sich jedermann wundern müsse, wohin der junge Bragi entschwunden ist. Er würde das Schicksal seines Vaters teilen.

Bragi war noch ganz klein, seine Schwestern noch nicht geboren, als Gotmar, so des Vaters Name, eines Tages nicht mehr heimkehrte. Zu viert fischten sie in der Bucht, jeder in seinem Kahn. Als man die Männer befragte, die mit ihm herausgefahren waren, erzählten sie Dinge, die man glauben oder interpretieren kann, jedoch sonst zu nichts nutzten. Einer behauptete sogar, er wäre von einem Tentakel ins Meer gezogen worden. Ein anderer berichtete, daß Gotmar, trunken wie immer, einfach über Bord gekippt war und nicht wieder auftauchte.

Wie auch immer, Gotmars Tod war noch nicht einmal etwas Besonderes. Immer wieder verschwinden Männer auf See, weil sie zu weit herausfahren oder leichtsinnig bei Sturm die Netze prüfen müssen. Die wenigsten von ihnen werden gefunden, wie Bragi einmal auszählte. In dreißig Jahren sollen etwa fünfzehn Einwohner verschwunden sein, und nur zwei Körper hat das Meer wieder an Land abgelegt. Gotmar war nicht darunter.

So ist die Gefahr groß, daß auch er seinem Vater folgen könnte; daß er seiner Mutter ein zweites Mal eben jenen Schmerz bescheren könnte, der sie damals beinahe in den Wahnsinn trieb. Dabei wäre der zweite Weg so viel einfacher:



Demzufolge müßte er Wittiko nur von seinen Qualitäten überzeugen, ihn als Schiffsjungen mit an Bord zu nehmen. Ein dritter Weg hieß, sich die Überfahrt zum Festland zu erkaufen – doch mit welchem Vermögen?

Diese drei Karten lagen nun vor ihm auf dem Tisch, und keine schien nach Abwägung von Glück und Vernunft bessere oder schlechtere Chancen zu haben, in Erfüllung zu gehen. In seiner Vorsicht wollte Bragi daher zunächst weiter beobachten und lernen. Und es gab viel zu sehen.

Es dauerte nicht lange, da mußte Friederike, Endrichs Tochter, in schönen Kleidern vor dem Gast auftreten und ihn bedienen. Ihr Vater schickte sie vor, daß sie ihn, als Tochter des Gastgebers, ganz offiziell bewirte und möglichst schöne Augen mache; daß er Interesse an ihr finde und sie vielleicht zur Frau nehme. Allerdings hatten weder Friederike noch Wittiko Interesse aneinander. Beim Mädchen war es der Altersunterschied (sie und Bragi waren fast im gleichen Jahr geboren worden), der sie ihn mit Abscheu ansehen ließ und nur tat, was ihr der Vater geheißen hatte. Wittiko dagegen, der bis spät in die Nacht die Leute mit seinem Geschwätz unterhielt, und dessen Durst und Hunger durch nichts, auch nicht das feinste Wildbret, den süßesten Met, gestillt werden konnte, verhehlte kaum seine händlerischen Absichten, nämlich, den Einwohnern von Olta-me „feines Salz“ und „duftendes Öl“ zu verkaufen. Und wann immer er diese beiden Güter über die Lippen brachte, stöhnten die Männer und Frauen im Raum, kicherten oder verdrehten die Augen, daß sich Endrich verlegen bemühte, das Gesprächsthema auf etwas anderes, etwa seine bezaubernde und überaus fleißige Tochter zu lenken – die ihrerseits bemüht war, den empfundenen Ekel über die

ihr zgedachte Aufgabe bestmöglich zu verbergen.

„Der Mann versteht einfach nicht, daß man Salz und Öl auf der Insel nicht braucht – dessen geradezu überdrüssig ist!“ murmelt Bragi im Winkel neben dem Feuer, von wo aus er alles im Auge behält. Er hockt dort wie eine Spinne im Netz, befreit von jeder Verpflichtung, offen für alle ein- und ausgehenden Gedanken, die ihm die Ausplanung seines Vorhabens weiter erhellen oder präzisieren lassen. Und freilich grübelt er auch über die Gastherrentochter selbst.

Auf ganz natürliche Weise war Friederike bereits Teil von Bragis Tagträumereien gewesen, so wie auch jedes anderen gleichalten Jungen auf der Insel. Mit seinen Vettern Tassilo und Tomte hatte er sich dereinst sogar darüber austauschen können, als es zwischen ihnen noch besser stand. Und trotzdem wußte Bragi immer, daß er sich allein das Fleischliche vorstellte; die junge Frau reduzierte auf die Geschlechtsteile, mit denen sich die jugendliche Fantasie zu begnügen bereit war. Er schämt sich deswegen auch nicht ernsthaft, denn, wie er es nennt, folgte er seinen natürlichen Trieben, und gegen die Natur einer Sache sey man machtlos. Trotz allem lehnt er derartig lüsterne Vorstellungen ab, ja, er findet ohnehin nichts Reizvolles an Friederike, denn er weiß wohl, daß sie Folge der geringen Auswahl an Partnerinnen auf einer kleinen Insel ist. Für wen sonst hätte er sich interessieren sollen? Friederikes jüngere Schwester Folke war so alt wie seine eigenen Schwestern, und sie alle drei schwatzten nicht minder als die Gänseschar in dem Pferch vor ihrem Haus, daß Bragi und die anderen Jungs wie von selbst Reißaus nahmen und sich fernhielten. Neben denen gibt es noch zwei Frauen, obwohl unverheiratet, den Vierzig näher den Dreißig, die sich gleichermaßen mit der

begrenzten Auswahl möglicher Partner zu quälen scheinen, und – wäre es ihnen nicht so gleichgültig gewesen – sich gewiß Bragi Suche nach einer neuen Heimat angeschlossen hätten. Von denen abgesehen, sind alle anderen Frauen älter oder gebunden. Wenn er lieben wollte, so stellt Bragi also für sich fest, dann aus einer Hingabe heraus, die sich an die Eine in der Menge richtet; die sein Auge immerfort betrachten will, gleichwohl die Auswahl unübersichtlich ist. Dann plagt ihn nicht länger das Gefühl, im Winter den am wenigsten schrumpeligen Apfel aus dem Lagerregal auswählen zu müssen.

Als Friederike sich wieder einmal zurückzieht und den Blick auf Wittiko freigibt, dringen andere Gedanken in Bragi Geist. Wie er dort schwerfällig am Tisch sitzt und sich wie ein kleiner König aufführt, der von allen Seiten mit offenen Mündern bestaunt wird, will Bragi glauben, daß er sein Vater sein mochte; sein *reisender* Vater, der von seinen erfolgreichen Handelsfahrten alle paar Monate „nach Hause“ zurückkehrt, um bei der Familie zu sein. Bragi weiß zu diesem Zeitpunkt nicht, daß Wittiko Olta-me nicht im Speziellen anlief, sondern die Insel ohnehin nur eine Station von vielen auf seiner wiederkehrenden Reise durch das Nordmeer war. Doch er ist schön, dieser Gedanke, und so läßt er ihn eine Weile reifen.

Tatsächlich erinnern ihn sein schwarzbrauner, zotteliger Bart um Mund und Nase an den seines Vaters, wie er glaubt, ohne einzusehen, daß beinahe jeder erwachsene Mann eine ähnliche Rasur pflegt. Vielleicht denkt Bragi darum auch, daß er einer „von ihnen“ und kein Fremder sey. Bislang ist Bragi dem Händler noch nie so nah gekommen, um seine Augenfarbe zu erkennen, doch seine reichhaltige Fantasie

füllt die Lücken: Braun wie die Hülle der Kela-Nüsse mußten seine Augen sein; die Brauen wildwüchsig, das Gesicht kalt und steif, eine Narbe vom Ohr abwärts. Wenn er den Mantel ablegen mochte, stellt sich Bragi weiter vor, käme gewiß der Körper eines Ochsen zum Vorschein, die Arme so kräftig, um ein Boot mit bloßen Händen vom Land ins Wasser zu werfen! Die laute, brummende Stimme und das selbstbewußte Auftreten tun ihr Übriges, um Bragi den Mythos zu erhalten.

Dann ertappt er sich bei einem Gedanken, für den er sich im Nachgang doch schämt; denn er sagte sich: So ein Kerl wie Wittiko wäre ein Vater! Nicht so ein armseliger Fischer wie sein eigener, nein, ein weitgereister und reicher Händler! Dabei erinnert sich Bragi kaum an Gotmar; nicht einmal mehr an sein Aussehen. In seiner Erinnerung war er dieser Mann, der täglich nach Hause kam, oder vor dem Haus saß und Pfeife rauchte, während er die Netze flickte. Bei Abstimmungen hatte er nie seine Meinung eingebracht; hatte nie anderen Frauen hinterhergesehen; hatte nie die Größe seines Hauses oder dessen Inhalt vergleichen wollen mit den Besitztümern des Nachbarn. Es war diese Gleichgültigkeit, diese hinnehmende Haltung gegenüber dem Schicksal, die Bragi rasend machte, und gegen die er in seiner jugendlichen Torheit vorgehen wollte, als stünde der Kampf mit einem Ungeheuer an. Doch war sein eigener Vater Gotmar auch dergestalt besonders, da er Bragis Fantasie anzuregen wußte: Wenn er abends Geschichten erzählte, dann tat er dies so lebendig, als wäre man gleichermaßen Teil des Abenteuers. Seine Stimme, obschon nicht so tief und bestimmend wie die von Wittiko, konnte beruhigen und verhiess Besonnenheit, wie er sie später von keinem

anderen Inselbewohner wiedererkannte. Damals klangen Bragi alle Männerstimmen ähnlich rauh und ungeschliffen; sie sagten, was zu sagen war, mehr nicht. Gotmars Stimme dagegen hätte – das entsprechende Selbstbewußtsein vorausgesetzt – zum Anführer, zum weisen Vermittler reichen können. Und so behält er weiter nichts zurück als eine blasse Erinnerung und den handgeschnitzten Takeldorn, mit dem Gotmar immer die Knoten im Fischernetz löste. Das war immerhin mehr als er bislang von Wittiko erhalten hatte.

Bald, nachdem das begrüßende Gelage sein Ende gefunden hatte, kehrt Ruhe ein. Wittiko hatte es nicht einmal in seine Kammer zurückgeschafft, sondern blieb, betrunken und gesättigt, in der Nähe des Feuers auf seinem Mantel liegen. Er schnarchte so laut, daß selbst die Katze von der Fensterbank sprang und sich unters Dach zurückzog. Auch Endrich und seine Familie legten sich schlafen, wie auch der Rest des Dorfes. Bragi, den niemand bemerken wollte, blieb noch eine Weile sitzen und betrachtete den durch die Glut im gelben Licht schimmernden Händler. Er war ihm ja doch wie eine Kuriosität, die man nicht alle Tage sieht, und die man umso mehr auskosten mußte.

Man stelle sich vor, es gab damals nicht ein einziges Buch auf der Insel Olta-me! Das ist heute freilich anders. Mittlerweile hat man Gebetstexte auf dem Regal stehen, Lyrik und kurze Traktate, die man dereinst, im Gutglauben, gegen Gemüse oder Muscheln hergegeben hatte. Bis zu diesem Zeitpunkt waren Bücher allgemein viel zu kostbar, um sie einzutauschen, ja selbst so kostbar, daß sie die wenigsten Seereisenden auf ihren Fahrten an Bord nahmen. Neuigkeiten waren daher vorrangig von Besuchern, insbesondere

den geschwätzigen Matrosen, zu erfahren.

Bragi erinnert sich, wie einmal eine Schiffsmannschaft Vorräte und Wasser aufnahm. Nach wenigen Stunden stand das gesamte Inselvolk im Gespräch mit der fremden Mannschaft, was der Kapitän gar nicht gern zu sehen schien, da er mißmutige Blicke vom Oberdeck seines Schiffes auf die am Steg versammelten Menschen warf.

Bemerkenswerterweise brachte die mündliche Wiedergabe mit sich, daß Geschichten zum selben Thema immer wieder anders wiedergegeben wurden. Derartige Neuigkeiten nahmen dann eher unterhaltsamen denn informativen Charakter an. Und sie waren auch immer etwas zu spät, doch daran waren die Insulaner gewohnt. Wenn ihnen beispielsweise mitgeteilt wurde, daß im Königreich der Seefahrer, ihrer Heimat, ein neuer Herrscher an die Macht gekommen war, wußte man sich durchaus auf denselben Namen zu verständigen; wohl aber meinte der Erste, daß das vor vier Jahren geschehen war, der Nächste blieb unbeirrbar bei zwei Jahren. Wenn es darum ging, wer mit wem vermählt werden sollte oder wie auch immer verschwägert und eingeheiratet war, wurde es zur Belustigung der Anwesenden umso bunter. Man erfuhr von begonnen und geendeten Kriegen – und hatte auf Olta-me doch nichts bemerkt davon. Man erfuhr von Steuererhöhungen auf Pelze, auf Hanf-Takelagen, auf weiche und durchsichtige Stoffe, auf bestimmte Gewürze, selbst auf Hufeisen. Dabei waren sich die Insulaner sicher, noch nie einem Pferd oder Maultier begegnet zu sein! Jedenfalls teilten sie die Einsicht, daß sie nicht nur von all dem nichts mitbekommen hatten; nein, sie fühlten sich nicht verpflichtet gegenüber der Politik eines Landes, das sie nicht einmal sehen konnten. Auch die Seeleute, ob nun diese oder

eine andere Mannschaft, bestätigten immer wieder, wie sie auf Olta-me eher zufällig denn gewollt stießen; wie die Insel auf keiner Seekarte eingezeichnet sey und sich allein mit dem Gedächtnis des ältesten Seebären wiederfinden konnte, der sich auftreiben ließ.

Bragi erkannte nur zu gut, daß sich die Allgemeinheit darüber belustigte, manche von ihnen sogar zufrieden und erleichtert aufatmeten, als wäre es etwas Schlimmes, wenn ihre selige Ruhe hier am Ende der Welt gestört würde! Bragi mißfiel und bekümmerte diese ungefragte Entscheidung zur Abgeschiedenheit. Er konnte nicht verstehen, daß er – damals – nur ein Kind sey, das sich den Erkenntnissen der Eltern und anderen Alten zu fügen hatte. Er war gezwungen, ja, genötigt, sich der Allmacht zu ergeben, die weder Gott noch König noch Armee war, sondern schlicht die gesellschaftliche Sturheit.

Umso bestürzter ist er, als Wittiko nach vier Tagen Aufenthalt seine Reise fortzusetzen gedenkt. Alle zu tauschenden Güter waren getauscht; alle Neuigkeiten erzählt; alle Versprechen und Schulden eingelöst. Man verabschiedete sich mit Rufen und Winken, daß es einem wie ein zweites Fest vorkam. Die Kinder liefen dem zum Steg aufbrechenden Zug nach; die Männer halfen beim Verladen. Bragi stand, wie so oft, alleine, und schaute der verpaßten Gelegenheit ein weiteres Mal hinterher. Zu seinem eigenen Erstaunen war die Zeit rasch vorangeschritten, daß es zu keinem Gespräch mit Wittiko kam. Was hätte er ihm auch sagen oder anbieten sollen? Bei so spontanen doch folgenschweren Entscheidungen ist man immer auch in Angst gekleidet, umso mehr, daß ihm die Flucht nur ohne Kenntnis der Mutter und Schwestern gelingen mochte. Und Wittiko schien trotz

seiner kaufmännischen Arglist kein Mann für Geheimnisse zu sein. Wohl wahr, daß ihm gute Handelsbeziehung zu Olta-me mehr bedeuteten als die Bitte eines Einzelnen. Doch es wäre nicht viel gewesen, was er hätte tun müssen, um Bragi ins ewige Glück zu führen.

## 5 Die Bronzekette

UM sich von seiner Trauer über die abermals verpaßte Gelegenheit abzulenken, geht Bragi am folgenden Morgen seinen Hausaufgaben nach: Behutsam fegt er die Stube aus, auch die Ecken, an denen er sonst nachlässig arbeitet. Er schweigt sie an, seine Mutter und Schwestern, die bemerken, daß er sich zurückgezogener benimmt als gewöhnlich, und ihn daraufhin in Ruhe lassen. Dabei erkennt seine Mutter nicht das ursächliche Problem, daß er nämlich aus seiner Haut springen wollte, um von der Insel wegzukommen.

Hin- und hergerissen ist er zwischen zwei gegenüberstehenden Beobachtungen: Wenn er das Haus fegt, steht die Tür offen, und diese wird, wie bereits erwähnt, beim Verlassen des Hauses nicht ernsthaft verrammelt. Stattdessen liegt ein Stein davor, der in Bragis Augen nicht anderes als ein symbolischer Behelf ist, da es ja ohnehin an Türschlössern mangelt. Für Familie und Nachbarn sind diese Steine gleichbedeutend mit schweren Riegeln, mit Mauern und einem undurchdringlichen Gitter, dessen vorsätzliche Überwindung als Frevel gewertet wird. Doch Bragi erkennt, was es wirklich ist: lediglich ein Stein. Wenn er also auf der Türschwelle steht und den Besen abstreift, wird er mit jedem



Blick auf den Stein daran erinnert, daß die gesellschaftlich vereinbarten Regeln unreal sind; auf einer mündlichen Übereinkunft beruhen; in Wahrheit jedoch gelebte Unvernunft sind. Und sollte sich davon nicht abwenden, wer etwas auf sich hält?

Zweitens, und das ist viel durchdringender, fühlt sich Bragi gefangen. Das mag zunächst widersinnig klingen – habe ich nicht gerade von einer eingebildeten Beschränktheit durch einen Türstein gesprochen? Doch wer auf Olta-me eine Weile lebt, der kann es selbst erfahren: Es ist die Enge der Insel gegenüber der Weite des Meeres; man fühlt sich schlichtweg zusammengepfercht. Bragi verwendete in Gedanken oft das Bild eines Haufens schiffbrüchiger Ratten, die sich auf der letzten noch treibenden Holzplanke zusammendrängen. Und so braucht es keine Zellen, Zäune, Mauern oder Wachen, um diesen Ort als das zu erkennen, was er tatsächlich ist – ein Gefängnis.

Jede Seele glaubte er in- und auswendig zu kennen; jeden Fußbreit der Insel meint er schon betreten zu haben. Es gibt keine Geheimnisse mehr, nichts Ergründbares, nichts Bemerkenswertes. Selbst die eigentliche Schönheit der Insel – ihre kleinen noch bestehenden Haine; die windumspülten Felder; der Nebel, wenn er den Hang hinunterkriecht; das Brausen der Wellen entlang der Klippenfurchen – vergißt er zuweilen und redet sich Alltäglichkeit ein, die es nicht gibt.

Begegnet er seinen Nachbarn, spielt er eine Rolle, eine Maskerade: Er grüßt sie so nett zurück, wie sie ihm den Gruß entgegen; er heuchelt Interesse, wenn er die Männer und Frauen bei ihrem unermüdlichen, immer gleichen Tagewerk besucht; den endlosen Abläufen, wie er sie sich auch in

einem Gefängnis vorstellt, ohne daß es jemand noch als Besonderheit wahrnimmt. Sitzt er bei Tisch und löffelt seinen Brei oder kaut auf den Resten eines Brotlaibs, dann zeigt er nicht, wie überdrüssig er der wenig abwechslungsreichen Speisen; wie er in die immer gleichen Gesichter nicht enden wollender Trübseligkeit zu blicken genötigt ist.

Es fällt ihm darum leicht, die Augen zu schließen und sich seiner Fantasie hinzugeben, die, nebenbei bemerkt, nicht hinreichend gereift ist. Woran sollte sie sich auch messen? Jedes einlaufende fremde Schiff erregte ihn so sehr, als wäre vom Himmel ein Drachen herabgeschwebt; jedes Wort eines Fremden galten ihm zehnjährig; jede Beobachtung der Gestik oder Mimik von Besuchern waren ihm die Erkenntnis eines ganzen Lebens. Und so wäre geradezu sicher anzunehmen, daß abseits seiner heimischen Grenzen jene Wahrheit läge, die ihm zur endgültigen Befriedigung gereichen würde.

Es gingen einige Monate ins Land, da sich nichts änderte. Was sollte sich auch ergeben? Der Tagesablauf bestand aus den immer gleichen Schritten, noch schlimmer, eine Abwechslung war nicht einmal zu erwarten! Nur mit radikaler Gewalt würde Bragi etwas Leben auf die Insel bringen, fantasierte er; wenn er beispielsweise eine Scheune anzünden oder mit Schafsblut das Quellwasser rot färben würde – was gäbe das zu tratschen und zu mutmaßen! Unterhaltung für viele Wochen! Dann erkannte der gescheite Bragi aber wieder seine Grenzen, und daß er seine moralischen Werte nicht würde brechen wollen. In seinen Augen wäre die Vergiftung des Quellenwassers eine unentschuld bare Missetat, die mit dem Exil zu sühnen sey! Aber in welches Exil verweist man jemanden, der die Insel nicht verlassen kann?

Bragi sieht auch keine Möglichkeit, eine andere Berufung einzuschlagen als ihm die Tätigkeiten der anderen vorgeben: Angenommen, er entschiede sich zur Malerei oder einer anderen Kunst – selbst wenn sie schön anzusehen wäre! –; am Ende würde er mit denselben Griffen im Haushalt und auf dem Hof mithelfen müssen, wenn er etwas zu Essen zugeteilt bekommen wollte. Es gab keinen Ausweg vom Feuerholz sammeln, vom Fische ausnehmen, vom Stube fegen, vom Töpfe scheuern. Eine endlose Schleife wie der Sonnenlauf, und nicht weniger sinnlos hätte er immerfort im Kreis gehen können.

Insbesondere nach Wittikos zweiter Abreise verstärkt sich Bragis depressives Dasein; er ißt weniger, wohl auch, weil er Ekel vor manch Eßbarem entwickelt; er reagiert gereizt auf Stimmen und die Tageshelligkeit; sitzt stundenlang bei Regen im Freien und starrt auf die Sturmwolken, das ungestüme Meer; zieht sich aber auch bei jeder Gelegenheit zurück; ruht viel; schläft aber schlecht. In beinahe jeder Nacht plagen ihn Alpträume: Vorstellungen darüber, wie er auf einer verlassenen Insel erwacht; darüber, wie er endlich fortkommt und Familie, Freunde und Nachbarn sein Weggehen bejubeln; darüber, wie er auf einem Schiff fortweist, aber statt zum Festland zu gelangen ein endloses Leben als Seemann fristet; daß er am Ende also nicht das erhält, was er sich wünscht.

Die Träume plagen den ohnehin versehrten Jüngling so sehr, daß er sich in seiner Not an die Dorfschamanin wendet; eine Person, die er immer zu meiden gewußt hat, weil sie ihn ängstigt. Unsicher, ob sie überhaupt seinen Namen kennt, betritt er eines Tages ihre Hütte. Sogleich wird ihm sein Irrtum aufgezeigt:

„Bragi. Bragi, schon lange wollte ich mit dir sprechen“,  
beginnt die alte Sif.

Der Angesprochene erstarrt, noch in dem Moment, da er brav die Tür schließt und sich gerade in dem seltsamen Haus, das er nie zuvor betreten Gelegenheit hatte, umsehen will. Dabei ist ihm weniger die Frage wichtig, woher sie von seinem Kommen wissen kann, als die Frage, wie er auf ihre Weitsicht reagieren soll. Für einen Augenblick bedenkt er, daß er ihr in dem Falle weder von seinem Kummer zu erzählen noch auf eine kluge Antwort zu warten braucht. Also tut er das einzig Richtige und schweigt.

Mit verschränkten Händen verweilt er auf der Stelle, hält Abstand und schaut sich bescheidenen Blicks in der kleinen Hütte um. Sif, schon immer ein Vorbild für eine karge Lebensweise, haust in dem einzigen Zimmer, das kaum Mobiliar enthält. Genau genommen ist eine Art Schemel das einzige Möbel. Selbst das Bett besteht nur aus ein paar Lagen Stroh, das entlang einer Wand zusammengestaucht daliegt. Immerhin gibt es einen Kamin, über den metallische Haken reichen, an die man Töpfe einhängen kann.

Die fehlende Verzierung der Wände ist dagegen leicht zu erklären: Schon einige Male konnte Bragi beobachten, wie die alte Sif bei Zusammenkünften immer nah an die Menschen herangehen mußte, um sie zu erkennen; wie sie bei Tisch vornübergebeugt sitzen mußte, um das vor ihr Liegende auseinanderhalten zu können. Es wird eine dieser neuartigen Brillen sein, derer sie bedarf, und welche die Händler nie in ihrem Sortiment mitführen. Warum dann sollte sie also ihre Wände verzieren oder hellere Talglichter aufstellen? Im Ganzen meinte man, als lebte die Frau nur aus jenem Grund in der Hütte, um bei Regen nicht naß

zu werden. Für alles andere schien sie keine Verwendung zu kennen. Beim Anblick der Leere ihres tristen Gewölbes kommt ihm sein Elternhaus wie ein üppiger Palast vor.

Bei seinem Besuch sitzt Sif in der Tat nicht auf ihrem Schemel, sondern kauert auf nacktem Boden. Der Saum ihres einfachen Leinengewandes ist daher beschmutzt, und auch sonst trägt sie es armselig, ohne Farbe oder Verzierungen. Sie hat keinen Schmuck angelegt, das Haar steht offen und ungekämmt. Und beim Blick in ihr furchtbar altes Gesicht will man behaupten, daß sie keinen Hehl um ihr Ableben und eine folgende Beerdigung mache; man hätte sie so, wie sie in den Tag geht, ins Grab betten können.

„Gute Sif, ich weiß nicht, ob ich hier richtig bin“, stammelt er unsicher. Daraufhin erhebt sich die Alte und greift nach ihren Krücken, um einen Schritt voranzutun.

„Du weiß nicht, was du bei mir suchst?“ krächzt sie: „Wie dann kann ich deine Absichten kennen? Welche Antwort erwartest du, die ich dir nicht geben kann? Ein Boot habe ich keines für dich, und auch des Flügelschlags bist du unfähig.“

„Dann wißt Ihr, daß ich fortgehen möchte?; daß ich ziehen will mit der nächstbesten Wolke, die über uns treibt?“

„Gewiß, Bragi, gewiß! Ich war ja auch einmal jung, hatte unerfüllte Wünsche, unerfüllte Bedürfnisse, mußte mich dem Schicksal beugen. Daß ich nicht ohne Hilfe bis zum Hafen komme, ist nur ein Aspekt meiner Marter.“

Bragi geht weiter herum, kann aber nichts Bemerkenswertes in der kläglichen Behausung erkennen. Es ist wie ein kaltes, dunkles Verlies, dem die Tür offensteht.

„Zugegeben, ich hatte immer geglaubt, Ihr seid besser versorgt. Ich stellte mir stets vor, Ihr seid mit allem bedacht,

das ...“

„Das bin ich, mein Junge, siehe dich nur um! Mehr habe ich nie verlangt. Daß man mir alle Tage ein paar Scheite Holz, einen Eimer Wasser, einen Korb Gemüse vor die Tür stellt, ist eine annehmbare, dankbare Gefälligkeit unserer Nachbarn. Dessen ungeachtet schlägt mein Herz, arbeitet mein Geist. Finger kann ich bewegen, Nase kann ich schnaufen, ich schlafe meine Stunden aus und ruhig.“

„Dann will auch ich zufrieden sein und nicht länger denken, was ich nicht verstehe.“

„Recht so, Junge. — Zurück zu deinem Kummer: Dir ist das Herz schwer, das merke ich an Atem und Worten, an deinem Gang, der Schwerfälligkeit deiner Anwesenheit. Du hast mich lange gemieden. Sage mir, warum ist das so? Bin ich dir unheimlich?“

Bragi besinnt sich einen Moment. Denn wie so oft ist es gar nicht schlimm, wenn man darüber nachdenkt. Eigentlich hatte er nie Furcht gehabt, die Alte anzusehen oder anzusprechen; nur eben keinen Grund. Er weiß ja nicht einmal, mit wem sie eigentlich verwandt ist; genausogut hätte sie seine Großtante sein können. Aber was machte das schon für einen Unterschied?

„Lange habe ich mich gequält auf der Suche nach einem Ausweg, auf den ich selbst zu stoßen fähig bin. Doch mit den Monaten und Jahren bin ich des Hoffens müde geworden.“

„Und da du nun müde bist, kommen die Träume — und mehren sich, richtig?“

Bragi nickt.

„Du willst erfahren, was ich dir sagen kann; welche Bilder ich deuten kann, damit dir ein einziges Motiv den Ausweg zeigt. — Sey gewarnt, so einfach ist es nicht. Denn was dich

antreibt, ist innerer Unfrieden, der durch Traumdeutung nicht gestillt werden kann.“

„Soll ich denn nicht unzufrieden sein? Kein einziges Buch existiert auf dieser Insel, weißt du das? Ich will immer mehr wissen, immer mehr fragen, und kann mich doch mit keinem austauschen. Es ist, als rufe ich gegen einen Felsen und erwarte einen Dialog! Doch nicht einmal des Felsen Widerhall erreicht mich. Keinen anderen Weg als die Flucht scheint es zu geben, ob nun mit oder ohne fremde Hilfe.“

„Und sage mir, Bragi, was ist mit deiner Familie? Deinen Freunden?“

„Wie können sie Familie und Freunde sein, wenn mein Wünschen mich zu einem Fremden unter ihnen macht? Soll ich mich schämen, oder verbittert sein? Soll ich beten oder weinen? Oder beides? Am Ende bleibe ich ungehört.“

„Niemand bleibt ungehört, einfältiges Kind!“ lächelt sie: „Du mußt nur den rechten Anlaut finden. Zunächst einmal möchte *ich* dir zuhören: Erzähle mir, was du im Schlaf gesehen hast. Sage mir auch, was du nicht gesehen hast.“

Und er schildert ihr die beängstigenden und erfreulichen, die enttäuschenden und erhellenden Gedanken in jeder Einzelheit. Denn Einzelheiten sind das, was er anstelle von Stift und Papier besitzt. Sogar einen besonders furchterregenden Nachtschaden beschreibt er ihr.

Sif grübelt ihre alte Stirn darüber. Was würde sie wohl aus den vagen Worten deuten? Und war denn überhaupt etwas zu deuten? Jeder andere, Bragi eingeschlossen, würde keine Merkwürdigkeit darin erkennen, daß er von der Flucht träumt, obwohl er sich nichts mehr wünscht. Aber Sif wäre nicht sie selbst, wenn sie ihm nicht doch helfen konnte.

„Daß du deiner Heimat den Rücken kehrst, dich hier wie ein Fremder fühlst, ist der Quell deines Kummers! Du fürchtest dich vor dem Tag, da man aufgibt nach dir zu suchen und schlecht über dich zu reden beginnt. Du würdest in die Chronik der Insel eingehen als der Feigling, der du in Wahrheit nicht bist; als derjenige, der seine eigene Familie, seine Verpflichtungen abstreifte, um sein Glück zu finden.“

Bragi atmet schwer und kurz zugleich; er will zerspringen vor Zerrissenheit zwischen Scham und Anspruch auf persönliche Verwirklichung: „Sollte ich nicht streben dürfen?!“ ruft er plötzlich lautstark und grimmig aus, daß selbst Sif zusammenzuckt. Das tut ihm leid, also geht er zu ihr hin und hilft ihr fürsorglich auf dem Schemel zu sitzen.

„Es ist deine Schuld nicht. Du bist tatsächlich der Einzige, der sich normal verhält“, bekennt sie endlich.

Eine solche Aussage hatte er nicht erwartet; genau genommen hatte er vergleichbares noch nie gehört. Aufmerksam hört er ihr zu und setzt sich zu ihren Füßen.

„Allen Bewohnern von Primm ist eigen, daß es sie von Geburt an zum Reisen drängt“, beginnt die Alte zu erzählen. Was *Primm* sey, will er wissen.

„Primm ist die Welt; alles Land, das wir kennen. Selbst diese Insel gehört dazu.“

„Dann gibt es also noch mehr Landfläche? Größere Inseln?“

„Oh, Bragi, du weißt ja nicht, wovon du sprichst!“ lächelt die Alte: „Olta-me ist nur eine einzelne Muschel. Die liegt auf dem endlosen Meeresboden, das ist Primm!“

„Und ich bin ein winziges Sandkorn, das an dieser Muschel haftet?!“

Sif nickt und lacht immer wieder lautstark, daß man



sehen kann, wie wenig Zähne ihr geblieben sind.

„Jetzt beginnst du zu verstehen, Bragi. Es ist für einen jungen Menschen unerlässlich, daß er erkennt, wo er steht in der Welt; daß seine Absichten, seine Befugnisse, seine gesellschaftliche Reichweite, gemessen an der Größe des Kosmos, nicht das Geringste wert sind. Das lehrt ihn Demut, derer er bedarf, da er sonst ein verzogener Mensch wird.“

„Und wo liegt dieses Prinn nun?“

„Siehe und gehe in die Richtung, aus der die Schiffe kommen. Du kannst es nicht verfehlen! Prinn, das ist eine gewaltige Landmasse, auf der alles vorkommt, das die Natur zu bieten bereit ist: Hohe, schneebedeckte Gebirgsketten; dichte Wälder, durch die kein Sonnenlicht dringt; Schluchten und Moore; Heiden und Weiden; felsige Wüsten, weite Wiesen, belebte Ströme. Es gibt große Städte und kleine Dörfer, und beispiellose Entfernungen dazwischen, in denen keine Menschenseele lebt. Siehe Prinn als einen Ort, der grenzenlos ist, auch wenn manche seine Grenzen zu kennen behaupten. Sie alle lügen, Bragi! Es ist diese Endlosigkeit seiner Weite, die nicht erforscht werden kann, und steckte man auch zwei ganze Leben hinein. Man findet idyllische Plätze, in die man sich verliebt und eine neue Heimat daraus wählt. Man findet abstoßende Gebiete, um die man lieber herumgeht. Beide, die anziehenden und die abstoßenden Orte, bewegen die Einwohner zum Reisen; zum immerwährenden Herumirren und Erkunden. Das ist es, was Prinn bedeutet und ausmacht; das ist es, das Prinn in seinem Herzen ist.“

Sif weiß nicht, daß sie einem Verhungerten von knusprig gebratenem Fleisch am Spieß erzählte. Die Gewißheit, daß er in seinem Fernweh nicht alleine sey, war wie der zum

Braten gereichte Humpen Met. Es hatte etwas Bewegendes, etwas Bedeutendes, sogar etwas Schicksalhaftes an sich, daß ihm Sif von dieser verborgenen, durch Schweigen verhüteten Welt erzählte. Einer Welt, die doch alles war, und ihm dennoch unsichtbar blieb. Eine Welt, die er ab diesem Tage an – nun, da sie einen aussprechbaren Namen hatte – wie eine Gottheit verehrte, ihr huldigte und ergeben sein wollte; ihren Namen in die Steine ritzen, ihre wohlgeformte Form in das Handholz schnitzen wollte.

*Prinm*, dieses ehrwürdige Wort, bestimmte fortan seinen Lebensweg. Tage und Nächte nach seinem Besuch bei Sif zehrte er von ihren verführenden Schilderungen, und noch zweimal hatte er sie besucht, um auch das Letzte über dieses endlose Land, diesen verheißungsvollen Schatz zu erfahren. Doch Sif . . . wußte nichts mehr. Sie selbst erzählte Legenden weiter, hatte *Prinm*, jedenfalls das Hauptland, nie betreten. Wenn er sie nach etwas Konkretem fragte (an solcherlei Auskünften war ihm ja gelegen), antwortete sie stets mit verspielten Umschreibungen und Metaphern:

Wie lange bis an die Küste des Landes zu segeln sey, frug er, und sie sagte: So viele Tage, bis du *Olta-me* und die Gesichter deiner Familie schon vergessen hast.

Wie viele Schritte es zur Durchquerung von *Prinm* brauchte (da er sich messen wollte mit der von ihm vermessenen Schrittzahl innerhalb der Insel *Olta-me*), frug er weiter; und Sif sprach, die Größe *Prinms* sey mit *Olta-me* vergleichbar, wenn er in der Größe einer *Laus* von einem Ende losliefe und *Olta-me* durchquerte.

Wie viele Menschen lebten dort und welches Getier? – Wenn er ihrer Tausend gesehen habe, dann gingen noch tausendmal mehr umher – oder es wären alle. Sie wisse es

nicht.

Täler und Berge, Weiden und Steppen, Wälder und Seen: Was davon und zu welchen Teilen? Könnte sie ihm eine Karte zeichnen? – Genausogut mochte sie von ihm verlangen, eine Karte des Wellenschlags der Meere zu fertigen.

Prinm sey nicht nur ein Land, das es zu erkunden gilt, mahnte sie ihn: Prinm ist eine Lebensart, mit dem abschließenden Ziele, sich niemals festzulegen. Prinm sey der Inbegriff der Freiheit – ja, so konnte man es zusammenfassen; eine Freiheit mit der merkwürdigen Eigenheit, nicht nur gesprochene Freiheit zu sein, sondern tatsächliche. Freiheit, gleichbedeutend mit Gleichgültigkeit und Gefahr. Denn wer immer du seist und wohin es dich verschlägt – man müsse die Rechtlosigkeit ganzer Landstriche anerkennen, oder das Wagnis einzugehen bereit sein, daß man, einmal auf den Weg gemacht, niemals wieder von einem Lebenden gesehen wird.

Sif meinte wohl, das könne ihm einen Schrecken unter die Kleider jagen – doch mitnichten! Eben diese Art Freiheit war es, nach der er wie nach einem Lebenselixier dürstete, so jung und dumm er nun einmal war.

Und so stolzierte er Tag um Tag, nunmehr angefüllt mit frischem Mut, hinauf in „seine Berge“, wie er sie nannte, und waren sie doch nicht mehr als wild bewachsene Hügel, an deren Ende, ganz nah an den Klippen, die bereits erwähnte Leuchtturm-Ruine stand. Als würde er seinen Palast das hundertste Mal als König betreten, ja, so fühlte er sich, wenn er den geringen Anstieg überwunden, seine alten Wege ausgetreten und erneuert hatte; wenn er die zwei morschen Baumleichen passierte und geschickt über sie hinwegsprang; wenn er einen der Hügel an einer natur-

gegebenen Stufe erklimm; wenn er mit aufmerksamen und erfreuten Augen die abermals aufgeschossene Gestrüpphecke passierte, die nunmehr mit herrlichen gelben Nestern blühte; wenn er die Ebene mit den kargen Felsen betrat, über die er sich einbildete, sie seien das Pflaster zu seinem Thron.

Einen solchen Thron hatte er freilich nicht; denn wo immer es ihm gefiel, da setzte er sich nieder und verweilte in seinen trübseligen Gedanken, die Schärfe seiner Augen an den kleinen Landpunkten am Horizont messend. Hatte er Flügel besessen – schon lange wäre er fortgezogen. Doch sein Fernweh ist an seinen Körper gebunden – und an seinen Einfallsreichtum. Er weiß sehr gut, daß er nur auf etwas Schwimmendem fortfinden kann, wenn er den Mut behält. Und da die Kähne der Fischer nicht für das offene Meer taugen, ja sogar in der nächstbesten Welle hinter der Lagunenbrandung untergehen werden, bleibt nur ein hochseetaugliches Schiff. So eines, wie es die Händler fahren. Ob sich die geldverliebten Händler eine Überfahrt nur mit klingender Goldmünze bezahlen lassen? Münzen sind auf Olta-me ohnehin so unbekannt wie die Furcht vor Unwetter.

Auch sonst besitzt Bragi keine Reichtümer; nichts, außer dem getragenen Stoff und seine erbärmlichen Schnürschuhe, die, nebenbei bemerkt, zu dieser Stunde wieder so weit abgenutzt sind, daß er sich vom Schuhmacher Neue geben lassen soll. Dieser Rat seiner Mutter wird nicht selten mit der Mahnung erweitert, daß er sich weniger an den schroffen Felsen herumzutreiben habe, damit seine Sohlen länger halten. Abgesehen davon, daß sie ihm diesen einzigen verbliebenen Rückzugsort niemals sauer hätte sprechen

können, ist bemerkenswert, daß Mutter Asbirg selbst nicht vorzubringen hatte, worin sich der Sohn außer mit seinen Hausarbeiten betätigen sollte. Daß es über das Notwendige hinaus nichts Wesentliches zu tun oder zu verbessern gab, das wußte er schon seit Jahren. Alle anderen, so schien ihm, verdrängten diese Wahrheit:

Die wenigen Felder sind so klein, daß sie zwei Mann alleine in wenigen Tagen bestellen oder ernten konnten. Feuerholz gibt es so wenig – das sammelte man bedarfsweise nach einem kräftigen Wind. Für das Flickern der Netze, das Prüfen der Reusen, das Füttern des Viehs und all die anderen täglichen, wiederkehrenden Aufgaben sind mehr als genug Menschen, so wenige es auch waren, auf dieser kleinen Insel versammelt, daß es keine dringende Not an helfender Hand geben konnte. Fiel Freizeit an, so vertrieben sie sich die Jüngsten mit Streichen und Spielen, für die man lediglich seine Beine und Hände oder Stöcke und Steine benötigte. Die Alten sind für dererlei Bewegungen nicht zu haben; sie würfeln – und wissen doch nicht, worum sie spielen; sie tratschen selten, denn bei so Wenigen fällt das Unwort leicht auf sie zurück; die zahlreichen Geschichten sind alle so oft erzählt, daß selbst die spannendste unter ihnen, die vom „Meeresteufel am Zungenfelsen“, nicht mehr als müde Augen und gähnende Münder hervorruft. Wenn man sich nicht gerade beim Ausbessern der Boote oder des Hausdachs verletzte, gibt es wenig zu erzählen, wenig zu empören. Umso kostbarer sind, wie erwähnt, die Besuche von außerhalb; und umso unverständlicher erscheint Bragi, warum sich die Gemeinschaft nicht deutlicher für die Außenwelt interessiert. Es ist, als wäre man aus Gewohnheit blind geworden für die alternativen Möglichkeiten seines

Lebens; etwa so, wie Tassilos Mutter geruchsblind geworden war für den strengen, unerträglichen Geruch im Geflügelhaus, wenn sie es morgens zum Einholen der Eier betrat. Bragi muß seine Nase rümpfen, wenn er nur daran denkt; denn zuweilen weht ein ungünstiger Wind den Gestank des in der Nähe liegenden Stalls in Richtung seiner Fensteröffnung unter dem Dachfirst, wo er schläft.

Von Herzen zufrieden ist er dann damit, daß er hier draußen, fernab der anderen, sitzen darf; dort, wo ihn schon aufgrund fehlender Aufmerksamkeit niemand stört. Dann hat er sich nur noch zu wundern über die ihm verholzene Ironie seiner aussichtslosen Lage; daß nämlich die nächste Insel in Sichtweite liegt, von der aus vielleicht die Passage zum Festland möglich wäre – oder zumindest die Chance darauf verbessert würde. Es läßt ihn nicht mehr los: Das Ziel in greifbarer Nähe und doch unerreichbar; einander von unbekannter, unausgesprochener Achtung, da nicht gehört, nicht gesehen, nicht bedacht. Seine Augen nähren sich an dem winzigen Landpunkt in dem Maße, wie seine Fantasie alles ergänzt, das er nicht sehen kann. Manchmal träumt er, an der Rückseite der Insel läge ein vielbefahrener Hafen, von dem aus die Mitfahrt ein Leichtes sey. Diese nächste Insel, Olta-ru vom Namen, ist ihm wie eine versagte Geliebte, der er in jeder Nacht entgegenzubeten hat. Wie die Gefangene in einem Märchenturm hört sie seine Rufe nicht, doch das Voneinanderträumen – das verleibt beiden. Dieser Geliebten ist er ergeben, keiner anderen; dieser einen Seele will er bedingungslos anhängen, bis ans Ende seiner Tage; will sie als Quelle seiner Stärke annehmen; will daraus Anspruch erheben auf alles Denkbare, alles Bestimmbare; und in seinem Inneren als ihr Untergebener sich winden,

ihre Anweisungen empfangen und ausführen. Diese dem Heranwachsenden eigene Zerrissenheit aus Verstand und Gefühl ist es, aus der er gleichsam seine Lehre zieht. Sie, die Geliebte, muß ein uneinnehmbares, unerreichbares, doch erstrebenswertes Ziel sein und bleiben, auf daß er ewig sich versuche an der Erlangung ihrer Hingabe.

\*\*\*

Plötzlich bannt etwas seine Aufmerksamkeit. Da reflektiert ein goldgelbes Metall die untergehende Abendsonne in sein Auge, und das befindet sich auf Kopfhöhe an der Außenseite eines alten, vom Wind verkrüppelten Baumes. Bragi springt auf der Stelle auf und eilt zum vermeintlichen Schatz.

Dort angekommen, sieht er gleich, daß, offenbar beim letzten Sturm, ein schwerer Ast abgerissen wurde, der treibt nun müßig unten in der Brandung und wollte faulen. Dort jedoch, wo er mit dem Baum ehemals verwachsen ist, ragen nun die Glieder einer bronzenen Kette aus dem Holz hervor, das sie teilweise umwachsen und mit Harz verkrustet hatte. Voller Erstaunen biegt er die hölzernen Fetzen beiseite, und es kommt ein kleiner Anhänger zum Vorschein, nämlich ein Stein vom Strand mit einem mittig gelegenen Loch. Was für ein Fund! Doch was bedeutet er?

Selbst wenn es ihm gelingen sollte, die schöne Bronzekette herauszulösen, ist sie zu verwittert, um sie noch tragen zu können. Viel spannender befindet Bragi die Geschichte dahinter, die er freilich mit seiner Fantasie erzählen muß. Und so setzt er sich behutsam unter den Baum, der nur eine Armlänge vor dem tiefen Abgrund wächst.

Vor Jahrhunderten, so erzählt er sich, hatte sich hier jemand erhängt. Dann rutschte er aus seiner Schlinge – nun

ja, irgendwie – und fiel von der Klippe in die Brandung. Zurück blieb nur dessen Halskette, die – nun ja, irgendwie – über den Ast gestülpt zum Hängen kam.

Bragi muß im Nachgang eingestehen, daß wohl weniger eine so drastische, vielmehr romantische Erklärung notwendig ist. Vielleicht hatte nur jemand seine Kette von Hand um den Ast gelegt. Die Gründe bleiben unbekannt. Die eigentliche Ironie liegt darin, daß Bragi eine vergleichbare Kette besitzt, genau genommen die meisten der Inselbewohner, nämlich als Zeichen der Zugehörigkeit zu einem Clan.

Es ist ja so, daß sich die Clans der Inseln, bis heute, mit einem bestimmten Schmuck kennzeichnen und einander erkennen. Der auf Olta-me heimische Clan trägt Bronzeketten, die von den Verstorbenen auf die Jüngeren übertragen werden. Die Rohbronze wird im übrigen über Händler eingetauscht und auf der Insel vom Schmied zugearbeitet. Gleichwohl wählt jedes Individuum einen eigenen Anhänger, mit dem er sich zu identifizieren meint. Bragi besitzt ein kleines flaches Stück Hartholz, auf dessen Vorderseite er im Traum gesehene Muster geschnitzt hatte. Das sind zwei Ellipsen, die von mehreren Linien durchdrungen werden.

Bragi trägt diese Kette noch immer, wo man doch meinen sollte, daß sein Drang zum Fortgehen im ersten Gedanken dazu nötig, sich von der bindenden Kette, dem bindenden Element zum verschmähten Clan zu trennen. Doch er mag den Anhänger, das heißt, die schöne Schnitzerei, für die er sich so viel Mühe gegeben hatte und die Erinnerungen hervorruft, wann immer er ihn ansieht. Andere Clans haben diese Möglichkeiten nicht, denn sie sollen sich mit Armreifen, Ohringen, Fingerringen und dergleichen auszeichnen.



Da schmunzelt er und ist froh, daß er nicht dem „Nasenring-Clan“ angehört. Und doch hat sich einer der seinen hier, an diesem Baum, von seinem Kennzeichen getrennt.

War es da nicht, als sey er sich selbst begegnet? Wer auch immer hier vormals gestanden und auf das Meer geschaut hatte – er mochte dieselben Gründe in sich tragen, Abschied zu nehmen vom Clan Olta-me. Sprang er in die Fluten, getrieben von unstillbarer Sehnsucht zu wissen, was auf den benachbarten Inseln vor sich ginge? So wie Bragi? Oder hatte sich derjenige in den Tod gestürzt, weil er eben keinen Weg sah, dieses Ziel zu erreichen?

Es half ja nichts – er mußte handeln, wollte er nicht eine zweite Kette aufhängen müssen.

## 6 Schüsselchen

**E**twas hatte sich geändert innerhalb des Jahres, seitdem er die Bronzekette am knorrigen Baum entdeckt hatte. Letztlich war es dieses eine Erlebnis, das in ihm zuvor unerkannte Tapferkeit bewirkte, die er durch allen Rat und alle Überlegungen zuvor nicht hatte einnehmen können. Wenn er fortkommen wollte, dann nur aus eigener Kraft. Auf Hilfe wollte er nicht mehr zählen.

Befremdlich fühlt er sein Anliegen, als Wittikos Händler-schiff abermals am Horizont gesichtet wird. Diesmal ist nur etwas mehr als ein Jahr verstrichen bis zu seiner Rückkehr; normalerweise, so rechnen die Alten vor, finden Besuche bestenfalls alle drei Jahre statt.

Und so wiederholt sich das Geschehen mit eben jener heiteren Stimmung, die Olta-mes eingeschliffene Einsied-

ler aus ihrem Winterschlaf zu wecken vermag. Abermals ist Endrich als Wortführer und Gastherr bestimmt; wieder fährt ein Boot vor die Küste, um sich zu vergewissern, daß keine Krankheiten eingeschleppt würden. Wieder landen die kleinen Schatzschiffe mit ihren belanglosen Kostbarkeiten am Strand und werden sogleich umringt von jedem, der hier wohnt. Und wieder läßt der schneidige Händler keine Gelegenheit aus, um seine Krüge mit Salz und Öl feilzubieten. Doch diesmal begleiten Wittiko zwei besondere Passagiere, von denen sich zunächst nur einer zeigt:

Nachdem die ersten Boote durch Warentausch zum Händlerschiff zurückgekehrt sind, fährt beim zweiten Anlanden ein alter Mann mit Gerät und Kisten mit. Die läßt er behutsam an Land, bringt sie ohne Umwege in das Gästehaus und sperrt die Tür gut ab. Dabei spricht er kein Wort und läßt auch sonst niemanden zu nah an sich oder seine Dinge heran. Jedem hätte klar sein müssen, daß dies keine Tauschwaren seien, doch nur Bragi bemerkt es. Dann, eines Abends in großer Runde, gibt er sich zu erkennen, oder wird vielmehr durch seinen Herren Wittiko vorgestellt:

Still und mit einem Kapuzenumhang verbringt er bislang die Zeit; sitzt immer ganz nah bei seinem Herrn und beobachtet die Umgebung. Auf einer Wachstafel tradiert er das Geschaute. Als die Stimmung gerade lustig wird und der Verhüllte zu Bett gehen will, hält ihn Wittiko zurück, zieht ihn ins Licht, und endlich neigt sich jedermann vor, der Enttarnung des Unbekannten, der im Gegensatz zu Wittikos üblichen Begleitern doch etwas Besonderes sein mußte, beizuwohnen.

„Vilgott, zeigt Euch endlich! Was will ein Gelehrter schon erfahren, wenn er schweigend im Dunklen sitzt?“

„Mehr als Ihr glaubt, Herr“, antwortet der Fremde schmähend mit kratziger Stimme und legt die Tafeln auf Stapel beiseite. Mit freien Händen krepelt er seine Kapuze ab; zum Vorschein kommt ein zur Stimme passendes Gesicht: Zerzaustes, silbergraues Haar krönen ein altgedientes, mit Wissen angereichertes Haupt, das unter runzeligen Falten stierend in die Menge forschet; so überlegen, als würde ein Pflanzenkundler auf seine Anpflanzungen herabsehen. Er blickt in die Runde, in jedes noch wache Gesicht, Bragi eingeschlossen, nickt in dankbarer Behutsamkeit und setzt sich wieder, diesmal ohne Verhüllung. Wittiko fühlt die Zurückhaltung seines Begleiters und spricht an seiner statt:

„Dieser Mann ist ein Gelehrter, gute Leute. Des Königs Akademie schickte einen solchen Gelehrten aus, die Inseln seines Reichs zu ergründen.“

Daß also ein gewisser König sich für die Insel Olta-me zuständig sieht, hört Bragi als einziges heraus. Auf diese Anmaßung gibt er so wenig wie auf eine angeschwemmte Qualle, und niemand wagt den Namen jenes Herrschers zu erfragen, aus Angst, seine Unkenntnis bloßzustellen.

„Vilgott wird einige Tage euer Gast sein“, fährt Wittiko mit angetrunkener Stimme lautstark fort, „Er wird zählen und schreiben, messen und zeichnen, was immer euch umtreibt, was immer er zu Gesicht bekommt. Das ist seine Aufgabe.“

Wieder nickt der stumme Vilgott mit überheblicher Stirnrunzelung in die Menge, als habe er gerade einen Hühnerstall betreten und sei jedem einzelnen dummen Vogel mit Namen vorgestellt worden.

Bragi hat sich wie immer beim Met zurückgehalten, um die Menschen mit klaren Sinnen wahrzunehmen. Insbeson-

dere so ein Greis, der sich selbst Gelehrter nennt, bannt diesmal seine Aufmerksamkeit, mehr noch, als es der reisende Händler je vermocht hatte. Dieser Gast, stellt er sich vor, ist aus einem bestimmten Grund hier, und noch wichtiger, er hatte die Wahl dazu! Vilgott würde in einigen Tagen wieder fortgehen und die Einwohner in dem Glauben zurücklassen, daß es ihnen hier gutgehe und keiner fortgehen wollte. Doch Vilgott ist mehr als das:

Dieser sogenannte Gelehrte mußte ja, wenn er Mitglied der königlichen Akademie sey, einen Teil der Welt gesehen und erforscht haben; immerhin, er mußte sogar richtige Bücher kennen, denn schreiben konnte er ja auch! Sein unermessliches Wissen von Primm und was es sonst noch gibt, wären das, wonach Bragi es verlangte: Hätte er den Kopf mit seinem tauschen können – er hätte sogar die griesgrämige, runzelige Fratze klaglos in Kauf genommen.

Tags darauf soll sich zeigen, was es mit dem geheimnisvollen Gelehrten und seinen Werkzeugen auf sich hat. Der nämlich, zur allgemeinen Verwunderung der Einwohner, geht sogleich und nicht weniger zielstrebig seine Aufgaben an: Er zählt alle Einwohner und notiert deren Namen; er schätzt deren Alter, Haarfarbe, Augenfarbe, Frisuren, vermerkt ihr Geschlecht. Auch an Anzahl und Art der Haustiere hält er nicht inne, sondern schreibt alles nieder. Sowie er im Dorf herumgeht, skizziert er einen Grundriß, die Lage der Hütten und Stallungen, die Wege, den Steg, die Einfriedungen, Gärten, Lagerkammern, Äcker und Weiden und was sich sonst mit bloßem Auge erkennen läßt. Hierfür gebraucht er unter anderem einen mannslangen Stab, an dessen oberen Ende ein Oval sitzt, durch das er hin und wieder mit einem Auge schielt. Wie man munkelt, kann

Vilgott damit Entfernungen abmessen.

Als man ihm aber zu nahetritt – denn die Neugierde der Einwohner läßt sich nicht wegsperren –, verdeckt er seine Papiere und Tafeln, steckt ebenso rasch wie verlegen alles in eine umgehängte Tasche oder in die Kiste, die sich immer in seiner Nähe befindet, und die neben dem zusammensteckbaren Vermessungsstab wohl noch mehr wunderliche Gerätschaften und Instrumente enthält. Dann bittet er den Neugierigen um etwas Abstand, um seine Studien ungestört fortsetzen zu können, wie er sich eloquent und gleichermaßen herabwürdigend ausdrückt.

Nicht selten jedoch setzt er sich zu einer Gruppe, gerade in einer Entfernung, da er nicht gesehen wird, doch die Gespräche mithören kann. Dann schreibt er mit oder lauscht, schreibt wieder auf, zeichnet mit einem Silberstift das authentische Bild der von ihm besuchten Habitate und schraffiert abschließend die umrissenen Formen mit Kohle. So erfährt er, beinahe ohne sich in tiefgründige Gespräche verwickeln zu lassen, von den Gewohnheiten, Bräuchen und Dialekt der Menschen, ohne sich für den Einzelnen interessieren zu müssen. Durch bloßes Beobachten lernt er über Speise und Kochrezepte, Kleidung und unsere seltsame, wenig verbreitete Schrift; lernt von Religion und Naturgottheiten, Tageszyklen, Berufen, Verwandtschaften und Streitigkeiten. Die professionelle Kälte, die ihn die Menschen wie Versuchsobjekte in einem Laboratorium betrachten läßt, findet bei Bragi zu gleichen Teilen Bewunderung wie Anwiderung.

Denn Bragi, der Vilgott beinahe ununterbrochen folgt, sieht in ihm sich selbst, jedenfalls zum Teil. Mit emotionalem Abstand ergötzt auch er sich an der Welt; und während

Vilgott die Einwohner und die Landschaft studiert, da studiert Bragi ihn. Insbesondere, als Vilgott am dritten Tage die hügeligen Bereiche der Insel erklimmt und sich viel Zeit für die Skizzierung von Landschaft und einheimischen Pflanzen nimmt, läßt ihn Bragi nicht mehr aus den Augen. Einige Male sieht er, wie er seinen Meßstab aufstellt und durch die aufgesetzte Metallöse die drei Nachbarinseln anpeilt, mutmaßlich um deren Entfernung zu bestimmen. Darin, muß Bragi zugeben, ist er ihm voraus. Gleichwohl erscheint Bragi seine exakte Vermessung auch unsinnig: Denn was bedeutet es schon, daß die eine Insel fünfzig Schritte näher oder weiter liegt als die andere? Bragi weiß aus reiner Beobachtung unlängst alles, was er darüber wissen kann.

Bald am höchsten Punkt der Insel angekommen, klettert der Fremde auf die kleine Leuchtturm-Ruine, die er flüchtig in einer Skizze umreißt, und stellt abermals seinen Stab auf, diesmal in eine Richtung blickend, die ihm die gesamte Länge der Insel vorlegt. So ermittelt er die Ausmaße des Eilands und geht am Abend zufrieden in Endrichs Haus zurück. Bragi hat sich tagsüber im Unterholz versteckt gehalten und schleicht ihm auch diesmal hinterher, bis er sich, am Dorf angekommen, aus der Deckung wagt und aufrecht und unauffällig herumgeht wie jeder andere. Ob so jemand wie Vilgott verblüfft gewesen wäre, wenn ihm jemand wie Bragi – das heißt, ein in seinen Augen einfältiger Einwohner – die genaue Schrittzahl zur Umrundung und Querung der Insel genannt hätte? Vielleicht wäre es bei dieser Art Mensch doch eher so, daß er die durchaus genauere Bestimmung der Inselausmaße verleugnet, die gezählten Schritte für übertrieben oder erdacht gewertet hätte! Das ist eben die Gefahr mit denen, die es besser zu wissen meinen: Nämlich, sich

den Möglichkeiten unbedacht zu verschließen, die ihnen mehr nutzen könnten als Gelerntes oder Angewandtes.

\*\*\*

Wir wollen an dieser Stelle kurz den Ort des Geschehens verlassen und verlegen uns auf das vor der Küste liegende Schiff des Händlers. Es ist derselbe Tag, an dem Vilgott seine Vermessungen anstellt, jedoch des morgens.

Der bekannte und reiche Händler Wittiko ist dieses Mal nicht alleine gereist, sondern in Begleitung seiner jugendlichen Tochter Ellewibel. Es ist ihre erste Reise in die Weiten des Nordmeeres, denn nun ist sie dafür alt genug. Wittiko, der alternde Vater, sieht in ihr den Nachfolger seiner Berufung, seines Reichtums und seiner Kontakte, sodaß er sie frühestmöglich mit allem vertraut machen will, das zum Beruf des reisenden Händlers dazugehört. In seiner Tochter Widerwillen schließt das die gefahrvolle und langwierige Reise zu den kleinen Inseln mit ein, die allerorts vor Prinms Küste bekannt sind, sofern man einige Tage Seereise auf sich nehmen will. Hier soll das Kind die Kontaktaufnahme und das Verhandeln lernen, und die Erkenntnis gewinnen, daß sich selbst an mutmaßlich unbedeutenden Orten ein einträgliches Geschäft abschließen läßt.

An diesem Morgen ist Ellewibel, die, nebenbei bemerkt, ungefähr in Bragis Alter ist, ungestümer Haltung und von Gram zerfressen. Nicht nur, daß ihr die wochenlange Reise, das Schwanken, das gewöhnungsbedürftige Essen, die kaum erträgliche Enge zugesetzt haben (die sie ja doch im Gegensatz zur restlichen Mannschaft in einer eigenen Kabine zubringen durfte); nein, in der vorangegangenen Nacht

hatte sie bemerkenswert schlecht geschlafen; war immer wieder aufgeschreckt und herumgeworfen von den gegen die Planken schleudernden Wellen. Zerzaust ist nun ihr Haar, das Gesicht wirkt zerknittert, die Glieder gemartert. Zu all dem gesellt sich die Aussicht, daß dieser Zustand noch eine Weile anhalten soll, nämlich entsprechend der Dauer ihrer gemeinsamen Reise.

Ihr Vater verbrachte dagegen die Nacht auf Olta-me, und dorthin sieht sie nun. Ihre karge Kajüte besitzt ein kleines Fenster, und wenn sie es aufklappt, blickt sie zur Insel, auf der sie einige wenige erleuchtete Hütten und Weidetiere erkennt. Die laue Sommerluft läßt Wolkenbänder auffahren, die das Eiland in dämmeriger Schimmerung umwickeln wie ein eng sitzendes Halstuch zur kalten Jahreszeit. Aber das ist nicht der wirkliche Grund, warum sie wunderbar dorthin schaut: *Etwas* ist dort, *etwas* fesselt ihre Aufmerksamkeit, die sie nicht in Worte fassen kann. Irgendetwas – oder irgendjemand – lebt auf der Insel, der ihr von Bedeutung sein muß. Es scheint ihr wie eine wunderbare Glänze; etwas Edles und Ehrfürchtiges, dem sie um jeden Preis zu begegnen hatte, ehe sie hohen Alters stürbe. Eine Bestimmung, ein Wagnis, ein Anziehungspunkt unaussprechbarer Wirkung, der sie sich mit Seele und Leib hinzugeben hatte, ob sie wollte oder nicht. So ähnlich empfindet Bragi, wenn er von dem schicksalhaften Tag seiner Abreise fantasiert, und es mag sein, daß er Ellewibel in eben jener Nacht entgegenstarrt. — Ob sein Fenster unter dem Dach aufs Meer hinaussehen läßt?; und ausgerechnet in diesem Blickwinkel das Schiff liegt? – Überlassen wir diese Einzelheiten der romantischen Einstellung des Zuhörers.

Und so entscheidet die Kaufmannstochter, sich im Laufe



des Tages nach Olta-me übersetzen zu lassen.

\*\*\*

Am selbigen Abend, zurück auf der Insel Olta-me, ist eine neue doch ungewohnte Zusammenkunft im Gange. Wieder hat Endrich in seinem Haus geladen; hat mit eigenen Händen die Stube ausgefegt, die Simse gebürstet; hat vom Feinsten auftischen lassen und das Metfaß in den Schatten gerollt; hat für jedermann Gast Bänke aufgestellt und Platz für die Musiker geschaffen. An diesem milden Sommerabend steht seine Tür offen, und dies nicht, weil er sie mit einem Stein verkeilt. Nein, er hat mit der schönen Tochter des Händlers einen Ehrengast und will sich mit dem Besten zeigen, das er aufbieten kann.

Wittiko läßt sich die Einladung freilich gefallen, sieht in ihr aber nichts anderes als das schnöde Einschmeicheln, während Endrichs Absichten im Sinne der Gastfreundschaft ehrbarer, nicht heuchlerisch sind. Wie ihr Vater wohnt sie der Gefälligkeit gerne bei, denn es müht sie nicht. Doch ihm zu Widerspruch hält sie sich im Dunklen, sitzt ganz in Vilgotts Nähe, mit dem sie die Charaktereigenschaft der bevorzugten Zurückhaltung teilt. Das sieht Wittiko nicht gerne, denn schließlich soll sie eines Tages seine Händlerei fortsetzen, und dazu zählt insbesondere der offene, entgegenkommende Kontakt zu potentiellen Kunden.

Bragi ahnt von all dem nichts, als er spät abends das Dorf erreicht und sowohl am Lärm als auch an der Beleuchtung feststellt, daß bei Endrich eine Versammlung stattfindet. Von bedrückender Müdigkeit ist er zunächst so geplagt, daß es ihn in sein Bett zieht; andererseits will er sich den weni-

gen Möglichkeiten hingeben, fremde Menschen kennenzulernen. Also geht er weiter bis zu eben jener offenstehenden Tür, löscht die Laterne und zwingt sich durch den vollen Raum ganz dicht zur Feuerstelle, denn es friert ihn. Tatsächlich, dort findet er Platz auf einer leeren Bank, in einer gemiedenen Nische, denn sie ist fern dem Mittelpunkt des Raumes.

An eben diesem Mittelpunkt tafelt Endrich mit Gästen und Familie. Bislang hat Bragi dem nicht einmal eines Blickes gewürdigt. Denn er hat gute Ohren und hört sehr wohl das Prahlerische, das Scherzende, das belanglose Geschwätz, wenn es die Stille zu überbrücken gilt. Sowohl Endrich als auch Wittiko sind darin geübt, so als hätten sie sich gegenseitig über all die Jahre geschult. Die beiden Männer sind im ununterbrochenen Gespräch, als Bragi den Topf Angemachtes auf die äußerste Kerbe der Metallschiene über dem Feuer hängt – um aufzuwärmen, nicht zu kochen. Sofort steigt der bekömmliche Duft des aus Hirse, Emmer, Zucker und Linsen hergestellten Breis in seine Nase, all jenen köstlichen Zutaten, die die Einwohner heute eingetauscht haben. Für die Gäste stehen Schüsseln und Löffel bereit, von denen zur Feier des Tages sich jeder nehmen darf, soviel sein Magen fassen will.

Nunmehr hält er eine gefüllte Holzschale in der Hand, beginnt zu pusten und zu löffeln, da enthüllt sich der Ehrengast aus der Dunkelheit. Mit geraden, zügigen Schritten stößt sie durch das wilde Treiben, verlangsamt in Bragis Nähe und steht nun wie eine Statue vor ihm, der recht verblüfft, Löffel und Schüssel in den Händen, nach oben sieht: „Du warst das also!“ flüstert ihm eine zarte aber durchdringende Stimme entgegen.

Starrend und staunend gehen sich ihre Augen an, darin einig, daß allein dieser Moment zählen wird. Für wahr, Bragi hätte seinen Namen nicht nennen können, wenn er in dieser Lage gefragt worden wäre!

Ellewibel wirkt in ihrer Erscheinung eindrücklicher, als ihr selbst bekannt ist. Bereits auf der langen Schiffsreise folgten ihr unentwegt die Blicke der Mannschaft, doch nicht aus Lüsterheit. Sobald Ellewibel bei seltenen Gelegenheiten an Deck trat, wurde es still, als würde ein Insektenstaat gemeinsam auf ein Pheromon reagieren, das sie zwar aufschreckte, doch nicht arbeitsunfähig werden ließ. Die Matrosen und Offiziere wußten seit Anbeginn von der Mitfahrt der Kaufmannstochter, und selbstverständlich verbreiteten sich unter Deck die üblichen Gerüchte und Seemannslegenden, was es damit auf sich habe. Immer wieder mußten die Offiziere disziplinarisch eingreifen, indem sie ganz pragmatische Gründe für ihre Mitreise anführten. Wittiko war nun einmal der Schiffseigner, und da hatte niemand nach der Wahl seiner Mitreisenden zu fragen.

Wenn die junge Frau also an Deck trat, um sich bei gutem Wetter die Haut zu wärmen, wurde jedermann tatkräftig und vorbildlicher. Man beendete die Tuscheleien und die derbe Sprache; man knöpfte sich das Hemd zu, schloß offene Riemen, pausierte im Sitzen statt im Liegen; prüfte lieber die Unversehrtheit der Tauen und Planken als Herumzutrudeln. Darum sah es auch der Kapitän mit wohlwollenden Blicken, wenn Ellewibel sich zeigte, und sey es nur für kurze Zeit.

Was nun war es, das die Männer so ehrfürchtig werden ließ?

Als Ellewibels Mutter starb, war das Kind erst vier Jahre

alt, doch hatte schon all jene Wesenszüge an sich, die auch die schöne Mutter auszeichneten. Das sind weder die Proportionen des Körpers oder Gesichts noch die Farbe oder der Glanz der Haare und Augen, noch nicht einmal die auffällige Unschuld, die sie immerfort wie ein Schatten umgab. Dies mag Grund genug gewesen sein, daß Wittiko seine Tochter noch immer nicht verheiratet sehen wollte; daß er die bisherigen Angebote für eine Vermählung in den Wind schlug, und ihm diesmal, entgegen seiner Gewohnheiten, die Höhe der Mitgift oder der Zuwachs an Einfluß bedeutungslos waren. Wenn sie eine Alte Jungfer bleiben sollte, dann sey es so!, betonte er zuweilen und unbedacht, obwohl er es eigentlich nicht so meinte.

Nun bleibt weiter die Frage, was Ellewibel andernfalls so besonders machte.

Mag man es zwingend in Worten ausdrücken müssen, dann so: Vom ersten Moment an fühlte man, daß es sich lohne, in ihrer Nähe Zeit zu verbringen; sie wärmte dahingehend nicht weniger als das Herdfeuer in einer stürmischen Herbstnacht, das meint, man wollte sich nur ungern davon entfernen, nur ungern dauerhaft darauf verzichten. Sollte sie sich umkehren, rasch den Kopf abwenden, so würde der ihr nachgezogene Zopf wie eine peitschende Ohrfeige sein. Derartige Auswirkungen wären ihr gewiß nicht neu – mit einem Gesicht, alles zu unterwerfen, das ihr gefiele. Heute galt ihre Aufmerksamkeit ganz Bragi, und dies ist mehr, als ein Mann sonst von ihr erfahren durfte.

Bragi indes hatte nicht begriffen, daß Ellewibels Bemerkung *ihm* zugesprochen war. Was hätte er auch darauf antworten sollen? Es klang ja nicht weniger als nach einem Vorwurf; einem peinlichen, vermeidbaren Mißverständnis,

an dem er in Ellewibels Vorstellung Schuld trug.

Obwohl man es nicht sehen kann, schlägt Bragis Herz schneller. Er schluckt den Brei im Mund herunter, um besser atmen zu können. Dann muß er ein neues Mal die Finger spannen, denn die Schüssel droht ihm vor Aufregung aus der Hand zu fallen. Und dann wirkt, was wirken mußte:

Bragi kehrt aus seinen Gedanken in die Wirklichkeit zurück und erkennt endlich, daß die vor ihm Stehende keine Einbildung sey; sondern etwas Begreifbares, das man ansehen und von allen Seiten bewundern konnte, solange man wollte. Sie ist keines jener Traumbilder, die sogleich verschwinden, wenn man sich nicht tüchtig konzentriert! Und dessen er sich sicher sein kann: Diese Fremde steht nur seinetwegen vor ihm.

Plötzlich erinnert er sich an ihren Wortlaut und gibt folgende erstaunlich durchdachte Antwort:

„Dann ist es ja bedauerlich, daß ich es nicht *weiterhin* bin!“

„Ganz im Gegenteil! Sprich, und du bist es fort; schau, und bist es fort. Du wirst es noch lange sein, in meinen Träumen.“

Da hält Ellewibel inne und besinnt sich, daß sie so unverhohlen gesprochen hatte, wie es sonst nicht ihre Art ist; daß sie von eben jener Begegnung nicht weniger als Bragi überwältigt wurde und infolgedessen ohne Verlegenheit geplappert hatte; die närrische Plapperei ihr nun kindisch und unangemessen erscheint. Dabei ist es nicht der Gesichtsverlust, den sie fürchtet, denn die beiden jungen Leute sind von niemandem umgeben. Sie stehen so abseitig, daß sie zwar gesehen, doch ungehört bleiben.

Um der ungewollten, von Bragi in seinem Erstaunen noch

nicht einmal bemerkten Verlegenheit zu entgehen, setzt sie sich unaufgefordert und wie selbstverständlich auf die Bank neben ihn, richtet ihr Gewand, daß es die Knie bedeckt, und greift nach einem Löffel. Daraufhin neigt sie sich vor – und ißt ihm aus der Schüssel!

Jedesmal, wenn sie einen kleinen Löffel in den Mund schiebt, lächelt sie ihn mit einem halb zugedrehten Gesicht an, und wiederholt dies von Mal zu Mal dauerhafter. Wohl aus Mangel an Erfahrung im Umgang mit einer so außergewöhnlichen Angelegenheit löffelt Bragi unbeirrt weiter und tut es ihr gleich. Wenn immer er einen Löffel leert, erwidert er ihr Lächeln, mehr verlegen als gewollt. Ihn ängstigt allein die Frage: Was geschehe, wenn das Schüsselchen geleert sey? Und was will die Fremde durch ihr Tun bezwecken?

Endlich bringt er die letzte Portion auf seinen Löffel. Ellewibel, der das nicht entgangen ist, langt nach der Schüssel und stellt sie auf den Boden. Dann beugt sie sich schlagartig vor und schnappt regelrecht nach seinem Löffel, um den letzten Brei zu erhaschen. Da der Topf über dem Feuer noch jede Menge mehr Breit enthält, kann Bragi nicht verstehen, was das alles bedeutet. So süß der Brei auch schmeckt – Hunger war es nicht, der die Fremde in ihrem merkwürdigen Verhalten antrieb. Schließlich nimmt sie ihm den Löffel ab, leckt ihn sorgsam sauber und läßt ihn in die Tasche ihrer Schürze gleiten.

„Also gut, wir haben zusammen gespeist. Was geschieht als nächstes?“ Dabei will ihm das letzte Wort kaum über die Lippen dringen. Denn eines steht fest: Mit so einer Begegnung wie Ellewibel hatte er nicht gerechnet – nicht an diesem Abend, und auch sonst nicht in seinem Leben. Eine romantische Begegnung hatte er sich nie vorstellen können:

Wie auch, wenn man die begrenzte Auswahl an Partnerinnen auf einer Insel gewohnt ist? Daher kann man ihn zurecht als unbedarft bezeichnen, als einfältig und grob; schlicht, es fehlte ihm das Vertrauen im Umgang mit so reizvollen Menschen. Daß sich Ellewibel aus nicht näher ausgeführten Gründen für ihn zu interessieren schien, tat sein Übriges zu Bragis steifer Haltung. Man möchte beinahe mitleidig fragen, wie man dem armen Hund beistehen kann!

Zumindest Ellewibel, von Bragis Abweisung unbeeindruckt, hält fest an ihrer durchdringenden Annäherung, deren Mitspeisung nur den ersten Akt darstellte. Ihr Inneres verlangt nach einer umfassenden Erklärung, weshalb sie in der Nacht zuvor so hingebungsvoll und ausdauernd den Blick auf die Insel Olta-me zu richten gezwungen war; weshalb sie sich ganz unerwartet für dieses Land, diese eine Person interessierte, beides nie zuvor gesehen. Ist es wirklich er, Bragi, der all das in ihr auslöste? Oder gibt es noch mehr Geheimnisvolles auf dem unbedeutenden Eiland? Das galt es herauszufinden.

Ellewibel, die unsicher Verliebte, atmet tief in Bragis Nähe und neigt sich ihm immer weiter zu; derselbst wagt nicht zurückzuweichen. Und so saugt sie ein den gemischten Duft aus seiner Anwesenheit, dem kochenden Breit, dem brennenden Holz, dem verschütteten Met, dem kalten Stein der Halle, den Resten der herumstehenden Speisen, der rußenden Kerzen. Doch so sehr sie sich öffnet – sie nimmt immer nur ihn wahr.

Flüsternd verkündet sie: „Wenn ich bleiben wollte – wirst du es auch?“

Das war wieder eine Frage, die Bragi versteht. Denn über

das Gehen und Bleiben hat er oft genug nachgedacht. Aber ihre Frage erzürnt auch einen empfindlichen Nerv seiner Seele; die Frage dringt direkt ins Mark seines Wesens:

„Ich werde nicht mehr lange hier sein. Olta-me ist meine Heimat nicht länger. Es soll so sein.“

Da formt sich Ellewibels Gesicht zu Bedrückung, einem Bild zurückgehaltenen Schmerzes; ein sterbendes Elend. Denn während sie ihn liebt – und nicht weiß weshalb; liebt er sie nicht – und empfindet doch Sucht für sie.

Äußerlich erkaltet die schöne Ellewibel, innerlich glüht sie so heiß wie das Feuer unter dem Brei-Topf. Und Bragi sitzt still neben ihr, will nicht länger reden. Aber gehen kann er auch nicht. Und so bleiben sie beide, in Ermangelung eines Auswegs, weiter beieinander, so dicht, daß sie gar nicht bemerken, wie Vilgott sie derweil zeichnet. Wie er auch sonst seine Eindrücke festhält, so umreißt er die beiden traurigen, uneinen Gestalten mit einem Bruchstück angespitzter Kohle, gerade so deutlich, daß man die betäubten Gesichter aus den schraffierten Schatten heraussehen kann. Sowie er seine Zeichnung beendet, ruft der Vater nach der Tochter, und Ellewibel folgt dem Ruf, ohne sich umzusehen. Gleichwohl Bragi nicht die geringste Erfahrung darin hat, zerschmettert er ihre Gefühle so gekonnt, daß sie ihn nicht mehr vergessen kann. Wie eine Narbe auf dem Handrücken prägt er sich ein, dazu bestimmt, an jedem folgenden Tag ihres Lebens, bei jedem Handgriff in Erinnerung gerufen zu werden. An dieser Stelle sey interessanterweise bemerkt, daß Vilgott die Zeichnung des Paares auch vor Wittikos Augen bewußt abschirmt; ihm gegenüber kein Wort über die Begegnung verliert, die ohnehin er als einziger außer dem jungen Paar wahrgenommen hatte. Ob Wittiko wissen



will, für wen sich seine einzige Tochter erwärmt? — Mutmaßungen, die ewige Quelle für unbegründete Zwietracht.

Dann geschieht, daß Ellewibel ihren Vater drängt, bereits am folgenden Tag abzureisen, und Wittiko gibt dieses Anliegen an Vilgott weiter, der nun umso eifriger herumgeht und zeichnet, um seine Studien hinreichend abzuschließen.

Die Einheimischen haben endlich seine Skizzen als seltene Gelegenheit erkannt, das eigene Gesicht zu sehen. Denn es gibt auf der ganzen Insel keinen einzigen Spiegel. Wer unter den eitlen Frauen gemalt werden wollte, der putzte sich mit besten Kleidern heraus, posierte vor seinem Haus und wartete. Doch Vilgott schmäht die Unnatürlichkeit der Darbietung und verzichtet bewußt auf eine Berücksichtigung für sein gesellschaftliches Kompendium über die ferne Inselwelt. Was ihn anzieht, das ist der unbeobachtete Moment, das unverfälschte Wesen des Tagewerks einer Gruppe Menschen, so wie ihm Bragi und Ellewibel ein würdiges Motiv geboten hatten. Dann gibt es die, die erfahren, daß sie gezeichnet worden waren und Vilgott das Blatt um jeden Preis abkaufen wollen. Doch der Gelehrte läßt sich nicht erweichen, egal, was man ihm bietet. Bragi, der alles mit gewisser Schadenfreude betrachtet, fällt auf, daß niemand seiner Nachbarn auf die Idee kommt, Vilgott daraufhin weitere Studien zu verwehren. Die Einwohner sind hierfür schlichtweg zu einfältig. Vielleicht so einfältig wie Bragi, der nicht bemerkte, daß man ihn gezeichnet hatte. Und diese Zeichnung es ist, die ihn heimlich und ungewollt an einen Menschen bindet.

## 7 Geisel

Nur wenige Tage später faßt Bragi den schweren Entschluß, die ihm lieb gewordenen Bäumchen, die über Jahrzehnte an seinem Platz zwischen den Klippen emporgerungen waren, zu fällen. Das geht mit der seit langem schwelenden Idee einher, ein Floß für das Übersetzen zur Nachbarinsel zu zimmern. Daß so eine Unternehmung gefahrvoll, sogar aussichtslos sey, ignoriert er angesichts seines überwältigenden Antriebs.

Vielleicht hatte die Begegnung mit Ellewibel etwas damit zu tun, die er seitdem nicht mehr vergessen kann; die er seitdem wie eine Sucht wahrnimmt. Und mit Sucht kennt er sich aus: Es gab einmal einen Beerenstrauch in der Nähe ihres Hauses, von dem naschten er und seine Schwestern in jungen Jahren und konnten nicht genug bekommen. Als auch die letzte Beere abgepflückt war, ging der Strauch ein und blühte nie wieder auf der Insel. Es schien auch das einzige Exemplar gewesen zu sein, denn noch Jahre später suchte Bragi die Insel nach Ablegern ab. Auch hier wirkte die junge Ellewibel als ein Unikat, die eine ihm unbekanntes Sucht auslöste.

Bald intensiviert sich der Gedanke, daß Ellewibel „dort draußen“ auf ihn warte; ungeduldig, fast besinnungslos dauerte, daß er endlich seinem Gefängnis entfliehe. Eine Zeitlang dominiert dieser Gedanke sogar gegenüber der selbstsüchtigen Vorstellung, aus Gründen der Bildung, der Abwechslung und des Abenteuers fort zu wollen. Ja, als wäre eine zweite Persönlichkeit in ihm erwacht und drängte sich nun neben sein kleingeistiges Gerede von Freiheit und Fernweh. Als würde er endlich verstehen, daß es einen

echten Grund für jemanden zu geben hatte, der so laut und unverhohlen nach Befreiung schrie. Dann mußte er immer wieder beim Herrichten seines Floßes pausieren, um die schmackhaften Erinnerungen zu verdrängen. Nicht lange darauf kamen sie ihm wieder in den Sinn.

Selbstverständlich war es nicht schwer, ihren Namen zu erfahren. Auch wenn sie und er die Gelegenheit verstreichen ließen, einander bekannt zu machen, so wußten doch alle anderen von der Kaufmannstochter und ihrem Namen. Er hatte sich derweil herumgesprochen und war zu einem festen Bestandteil der Erwartungen geworden, die Wittikos Besuch mit sich brachte. Man schwatzte davon, daß man neben seinen Tauschwaren auch immer die schöne Tochter sehen wolle. Doch die anderen sahen Ellewibel nicht wie Bragi.

Für die einen war sie eine junge Frau, mit makelloser Frisur und feiner Haut, stolz und selbstbewußt, gut gebildet, fromm; eine Frau, wie man sie sich nicht tüchtiger als Tochter wünschen konnte. Doch in den Augen der anderen war sie eben nicht mehr als ein wohlhabender, einflußreicher, hübsch anzusehender Mensch. Nicht mehr als das. Bragi dagegen war angetan von dem Wesen hinter der öffentlichen Hülle; dem Kern ihres Mystizismus; dem zu Glückseligkeit aufforderndem Quell ihres Seins. Eben das, was ihm im Schlaf quälte; das Herz springen und den Namen Ellewibel wie einen Schall in seinen Ohren klingen ließ. Und da er ihren Namen nun kannte, Buchstabe für Buchstabe in Sand kratzen, in Holz schnitzen konnte, da wollte er ihn umso dringender aus ihrem Mund, mit ihrer eigenen Stimme hören (die ihm im übrigen bereits wieder aus dem Gedächtnis gegangen war). Er sehnte sich zunehmend nach einer neuen

Gelegenheit, oder noch besser, nach einem zweiten Versuch in der Vergangenheit, um ihr vorstellig zu werden. Immer wieder spielt er mit Gedankenbildern, wie er neben ihr die Schüssel löffelt – und es diesmal richtig angeht.

Bragi, der fehlgeleitete Narr, wird sich Tag um Tag darüber bewußt, wie zurückweisend er sie behandelt hatte; wie sie seine Gestik, seine Worte zu einem abschließenden Urteil geführt haben mußten. Dabei war er gar nicht so, wie sie dachte. Doch auch in dieser Welt zählt: Unbeirrbar bleibt der erste Eindruck bestehen.

Für Bragi bedeutete es einen eigenartigen Zwiespalt: Seit jeher zählen auf den Inseln nur die Taten eines Menschen, nicht dessen Worte oder Absichten. Durch eine mutige Heldentat konnte demnach wirklich jedermann zum „Helden“ werden. Vererbten Adel gab es aber nicht. Der Sohn eines Helden war eben nur der Sohn eines Helden, kein Heldensohn. Jeder hatte sich selbst zu beweisen, wenn er es wollte. Und so wären auch Bragis lautere Absichten nichts wert, solange er nicht in diesem Sinne handelt. So baut er umso eifriger sein Floß, um mit dem Erreichen der nächsten Insel Ellewibel nachzugehen.

Der Höhepunkt des Jahres ist bereits überschritten, die Blätter wendeten sich. Beinahe ein Jahr hatte es gedauert, bis Bragi seine Konstruktion soweit fertiggestellt hatte, daß man sich einen Versuch im Wasser zumuten konnte. Das Floß bestand größtenteils nach wie vor aus vier vergleichsweise dünnen Stämmchen, an die weiteres Holz angebunden worden war. Das ganze sah so erbärmlich aus wie es sich anhört, und dennoch erkennt er darin eine Pforte in ein neues Leben.

Den Bau hält er, wie vieles in seinem Leben, vor den

Nachbarn und der Familie geheim. Im Sommer verbirgt er das Floß unter grünem Gestrüpp, im Winter unter altem Laub. Er muß warten – auf die richtige Jahreszeit, die eine günstige Strömung mit sich bringen würde, und auf eine angemessene Wassertemperatur. Mittlerweile hat er auch einige Vorräte zurückgelegt, obwohl er allein beabsichtigt, die nächste, in Sichtweite liegende Insel zu erreichen.

Niemand ahnt etwas, denn seine lange Abwesenheit in den Hügeln ist der Familie nicht ungewohnt. Wenn Bragi abends in seinem Bett schläft, denkt er keine Sekunde daran, der Familie eine Botschaft zu hinterlassen; sich von der fürsorglichen Mutter oder seinen kleinen Schwestern auf gesonderte Weise zu verabschieden. Wenn er das Floß ins Wasser bringen würde – dann wäre es endgültig, und er mochte niemals zurückkehren.

Da innerhalb dieses Jahres kein einziges Händlerschiff die Insel besuchte, fühlt er sich umso bedrängter, endlich aufzubrechen. Jeden Tag konnte es soweit sein. Und wäre ein Aufbruch nicht sobald als möglich ratsam? – Wie lange würde Ellewibel sonst auf ihn warten? Oder ist sie gar der Grund, warum Wittiko sich dieses Mal um Monate verspätet? Würde er nie mehr zurückkehren? Und es wäre am Ende seine Schuld?

Dunkler werden die Tage, und der günstige Strom vor der Küste scheint abzureißen. Es ist nicht so, daß er zögert. Doch wenn er gehen will, dann heimlich, also unbemerkt von allen anderen. Es soll so aussehen, als wäre er versehentlich von der Klippe gestürzt und in der See ertrunken. Ohne Leiche, so stellt er sich vor, würde man auch das Suchen, das Trauern!, sein lassen. Und wie seiner Meinung nach der Plan reift, so unbedacht verhält er sich bezüglich seiner

eventuellen Ankunft auf der Nachbarinsel: Niemand kann sagen, was ihn dort erwartet. Was will er tun, wenn die Insel verlassen ist? Wenn es dort keinen Hafen, keine Boote gibt? Wenn er, der auf einer Insel aufwuchs, auf einer anderen Insel strandet?! Bragi verhält sich eben, wie es die meisten Jugendlichen tun: nur Schritt um Schritt denken, sorglos sein; das Unerwartete ansprechen, wenn es vor einem steht. Umso weniger verwunderlich ist, daß die meisten von ihnen keine guten Spieler im Schachzabel sind.

Dann schlägt sie zu, seine Unbesonnenheit, und ein letztes Mal verläßt er in frühester Dämmerung das elterliche Haus. Er greift sein bereitgelegtes Bündel, das sind in ein Hemd eingewickelte Lebensmittel, dazu ein Krug Wasser. Sonst trägt er nichts an sich, das er nicht auch sonst besessen hätte, dreht sich ein letztes Mal den schlafenden Schwestern zu und flüstert, was er denkt: „Ich habe keine Wahl.“ Er schleicht hinab zur rückseitigen Küste, wo sein Floß unter Steinen begraben liegt, setzt es aufs Wasser und paddelt voran. Daß dieser Teil der Insel von den anderen weitgehend gemieden wird, ist nur einer der Vorzüge: Außerdem liegt diese Seite in Fahrtrichtung nach Olta-ru, seinem Ziel. So würde er sich entfernen können, ohne seine Heimat noch einmal umrunden zu müssen.

Mit der Kraft seines Willens durchsticht er die Wellenberge, stets seine Füße in Schlingen gespannt, die ihm auf dem wackeligen Floß halten sollen. Es trägt ihn gerade so und wäre doch mit einem Passagier mehr untergegangen. Er ist ein Wurm auf vermoderten Treibholz, sowohl in seinem erbarmungswürdigen Anliegen als auch der Ehrbarkeit seines Abschieds, dem Zurücklassen jedweder Verpflichtungen und des Familienherzens.

Stundenlang paddelt er und bringt sein Gefährt tatsächlich auf das offene Meer hinaus, wo er nur kurz pausieren darf, da er sonst abtreiben würde. Kraft findet er, indem er zum Horizont blickt: Olta-ru, die Nachbarinsel, nunmehr viel größer als er sie je gesehen hat, und sie zeigt ihm erste Einzelheiten. Für jemanden, der sein Leben lang an einem begrenzten Ort verbracht hat, sind dann auch einzelne Bäume und Felsen, die Form der Hänge, die Farbe des Küstenwassers so bemerkenswert, um sie anzustarren. Er wäre der Erste seines Clans, der sich Olta-ru soweit annähert. Erst am Abend des zweiten Tages auf See kommt er an, und das läßt sich wie folgt schildern.

In der Nähe der Insel erkennt der zur Gänze erschöpfte Bragi endlich, daß es nicht einen einzelnen Berg gibt, sondern zwei Gipfel, zwischen denen sich ein Tal – beinahe eine Klamm – aufspannt, das am wasserseitigen Ende eine kleine Bucht eröffnet. Ein Teil davon ist wie ein steiniger Strand geformt, und er entscheidet, dort anzulanden. Es verwundert ihn, daß er noch kein Haus, keinen aufsteigenden Rauch, keinen Menschen gesehen hat. Doch vielleicht, so denkt er, ist es wie bei Olta-me, daß nämlich das einzige Dorf auf der Rückseite der Insel liegt.

Ein Regen setzt ein, gerade als er Grund unter dem Floß sehen kann. Die letzte Strecke paddelt er in Ermangelung von Kräften nicht, sondern läßt sich vom Wellenschlag ans Ufer werfen, kriecht vierbeinig auf den Strand und bleibt dann stundenlang schwer atmend liegen. Wasser und Vorräte sind aufgebraucht, und seine Arme fühlen sich an, als können sie keinen Kiesel mehr heben.

Wie er dort liegt, bemerkt er, daß die Reste seines Floßes in der Brandung aufgerieben werden. Er ist unfähig, dage-

gen zu handeln. In Wind und Regen, zwei ihm vertraute und wenig vertreibende Gezeiten, harrt er aus und wartet auf den Moment, da er wieder gehen soll. Und wie er wartet, dankt er des Glücks seiner Ankunft.

Sollte man nicht annehmen, es sey leicht gewesen, Olta-ru zu erreichen? Zwei Tage auf See, und schon ist man da! Man bedenke: Wenn *er* es mit einem Floß aus vier Krüppelhölzern schaffte, dann wäre eine Reise mit einem Fischerboot doch machbar, sogar komfortabel! – Oder hatte er einfach nur Glück? Vielleicht sah er nur nicht, daß er am heutigen Tag Freund Hain<sup>1</sup> näher gewesen war als sonst. Allein die Götter wollen wissen, wie es mit dem kläglichen Sterblichen weiterginge – und ließen ihn atmen.

Bald sieht sich der Jammervolle um, schaut in die Sträucher, berührt einen Baum, reibt mit dem Fuß durch den Sand. Nichts von all dem unterscheidet sich zu seiner Entsprechung auf Olta-me! Nun gut, etwas anderes hatte Bragi nicht erwartet. Und doch ist es für ihn gleichermaßen die Ankunft in einem fernen Land; an einem Gestade, das ihm, trotz in Sichtweite gelegen, nicht ferner hätte sein können! Wenn sein Glück ihn nicht verließ, würde er demnächst den Einheimischen vorstellig, stünde an einem lauten Hafen und käme tags darauf mit einem großen Schiff davon!

So sucht er den flachsten Weg durch das anliegende Tal, das so verwildert wächst, daß er kaum vorankommt. Umso besser, wie sich im nachhinein herausstellt, denn so erhält er Gelegenheit, über sein Auftreten nachzudenken. Immerhin kommt er, naß und dreckig wie er ist, wie ein Monster aus dem Sumpf gekrochen; mußte ja mitten ins Dorf treten

---

<sup>1</sup>Freund Hain = der Tod



und dort einen ungemeinen Schrecken bewirken! Aber wie sonst sollte er sich ankündigen? Vorausrufen? Oder einfach aus den Büschen steigen? Würde man ihn begrüßen oder fürchten? Und wie hätte man sich auf *seiner* Insel verhalten, wenn plötzlich ein Fremder in so einer Erscheinung vor die anderen tritt? Wer gewohnt ist, daß die einzigen Besucher sich mit einem mächtigen Schiff zeigen, der wäre umso entsetzter über eine einzelne, herumirrende Seele, die ohne so ein Schiff gekommen ist! Die wie vom Himmel gefallen dastehen würde! Also will er wenigstens bis zum Abend warten, um sich dann vorzuwagen.

Bis in die Dunkelheit verweilt er versteckt im Grün und starrt immer wieder zurück nach Olta-me. Hier am Hang des Berges erreicht er etwa die Höhe des ihm bekannten Leuchtturms, vielleicht sogar etwas höher, und seine Heimat sieht friedlich, jedenfalls nicht anders aus als er nach Olta-ru gespäht hatte. Sollte er von seiner Position aus einschätzen müssen, ob Olta-me bewohnt ist – er hätte es verneint.

Endlich will er den Rest des Kamms erklimmen, um dahinter, so er hofft, das Dorf zu sehen. Da wären Hütten, ganz wie er sie kennt, aus Steinen und Lehm gebaut, mit Stroh gedeckt, manche beleuchtet. Und ein belebter Hafen wäre dort, wo sich immer noch Menschen herumtreiben, miteinander sprechen, scherzen, musizieren. Ungeduldig will er erfahren, was das für lustige Leute sind, die gewiß, aus angeborener Hilfsbereitschaft und Höflichkeit, ein offenes Ohr für seine Sorgen haben müssen!

Allerdings hört er noch immer keinen menschengemachten Ton, noch sonst irgendein Anzeichen für Leben. Vom Kamm des Berges blickt er endlich in den dahinterliegen-

den landschaftlichen Trog: Hütten unten am Ufer! Ein gutes Dutzend davon, und sogar ähnlich angeordnet wie bei ihm daheim: In den Niederungen die größeren Bauten, in der Hochlage die kleineren und Ställe. Daraufhin dunkelt es so rasch, daß er kaum noch etwas erkennen kann. Und noch immer ist keine Behausung beleuchtet; es ist keine Stimme zu hören, weder Vieh noch Menschen zu sehen.

Er glaubt, zu fern zu stehen, und geht näher heran, immer wieder in den Büschen wartend und lauschend. Es ändert sich nichts, alles wirkt verlassen und leblos. Dann geschieht, daß Bragi im Zuge seines ermüdenden Wartens unbemerkt einschläft und erst im Licht des neuen Tages erwacht.

Nun erst sieht er das Ausmaß der Katastrophe – und den Grund für die fehlenden Menschen: Das Dorf ist unmißverständlich verlassen. Nicht nur verlassen, sondern verwüstet. Oder es liegt brach seit Jahrzehnten ohne menschliche Seele. Innerhalb eines Augenblicks verlöscht jeder in ihm noch vorhandene Mut; die Hoffnung zerplatzt in einem leisen Wimmern. Was auch immer hier geschehen sein mochte – für Bragi bedeutet es: Keine Menschen, kein Hafen, keine Boote, kein Fortkommen. Und auch keine unmittelbare Rückkehr nach Olta-me. Jetzt ist er wirklich gestrandet auf einer verlassenen Insel.

Um sich abzulenken, sieht er sich zunächst um; läuft die mit Buschwerk und Bäumen verwachsenen Wege entlang, die die Hütten verbinden. Dann schaut er in jedes Haus hinein; viele der Türen hängen nicht einmal mehr in ihren Angeln. Das Dach jeder zweiten Bebauung ist eingestürzt, und der eingedrungene Regen hatte die Natur im Inneren gedeihen lassen. Gräser, trockene Farne und Kraut wachsen zwischen den wenigen Möbeln; Geschirr, Behältnisse

und anderer Hausrat kaum noch zu erkennen. Bragi schätzt, daß wenigstens fünfzig Winter vergangen sein mußten, seitdem der letzte Bewohner hier seine Mahlzeit eingenommen hatte.

Was hätte wohl seine Mutter zu der Entdeckung gesagt? Hieß es nicht immer, Bragis Onkel (einer der Brüder des verstorbenen Vaters) lebt mit der Familie auf der Nachbarinsel? Vielleicht war auch eine der anderen Nachbarinseln gemeint. Aber was ist dann *hier* geschehen?

Unvermeidlich entdeckt Bragi die Gebeine: Ein ganzer Haufen Knochen ist zwischen zwei abgelegenen Hütten aufgeschichtet; sie glänzen blank und grau in der Sonne. Man hatte die Toten hier wahllos übereinandergeworfen und verwesen lassen. Im Gewirr der Wirbel, Becken und Rippen konnte man die Schädel leicht erkennen, sodaß Bragi ihre Anzahl schätzt: Achtundzwanzig, wenn er sich vor Angst nicht verzählt hatte. Große und kleine Schädel.

So würde man einander nicht begraben, also waren sie gewaltsam umgekommen – zweifellos ermordet von einer Gruppe, der die ansässige Kultur gleichgültig war. Eine wahrscheinliche Möglichkeit: Piraten. Sie mußten vor Ewigkeiten dieses Dorf geplündert, die Bewohner massakriert haben.

Der entsetzte Bragi, der noch nie so viele Skelette auf einmal gesehen hatte, wagt nicht näher als ein paar Schritte heranzugehen. Dann taumelt er und steht wieder ganz still, wendet sich angewidert ab, als hätte man die Menschen, ihm Gleichgestellte, gerade erst getötet. Nun bedenkt er nicht allein den glücklichen Umstand, Olta-ru unbeschadet erreicht zu haben; sondern auch des Zufalls Gespiele, daß die Piratenhorde damals nicht auch Olta-me überfiel.

Er hätte eines dieser Gerippe sein können, zerstreut und vereint mit Verwandten und Nachbarn.

Neben den angehäuften Knochen gibt es eine zweite Ansammlung, unmittelbar daneben. Dort hatten die Mörder die Armreife der toten Einwohner aufgebahrt. Bragi erkennt sie als Zeichen der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Clan. Es sind goldrote Bronze-Armreife, das Metall spiraling gewunden, am Ende mit jeweils einem Knoten. So einen Reif kannte Bragi aus dem Haus eines Einwohners auf Olta-me, der ihn sich als Erinnerung an die Wand gehängt hatte. Seine Großmutter, die dem Clan angehört hatte, starb ohne andere Nachkommen, sodaß er, der sich bereits in den Clan Olta-me eingeheiratet hatte, den Schmuck vererbt erhielt. Jedenfalls sind die meisten der Reife verbogen, als seien sie mit Kraft dem Arm des Trägers abgezerrt worden. Offenbar hatte man anschließend, nach der Bluttat, erkannt, daß der Schmuck aus unedler Bronze rein ideellen, und keinen materiellen Wert habe, und die Beute enttäuscht zurückgelassen.

Bragis Welt füllt sich mit Inhalt: Er weiß jetzt, daß der Clan der Armreifen-Träger auf Olta-ru ansässig war; daß sie alle ausgelöscht wurden und daß ein Vorfahr seiner Nachbarn hier gelebt hatte. Aber das hilft ihm im Moment nicht weiter. Denn wenn er auf dem Friedhof auch nur ein paar Tage durchhalten wollte, dann bedurfte er Frischwasser und etwas Eßbarem. Und eines Plans, wie es weitergehen sollte!

Von den Erkenntnissen frustriert, entgeht Bragi das Vorschreiten des Tages und die eintretende Dunkelheit. Er verkriecht sich in einer der zerfallenen Hütten und wartet; schläft so gut es ihm mit knurrendem Magen möglich ist. Am nächsten Morgen durchsucht er die ehemaligen Gärten

nach Gemüse und findet in einem Hag tatsächlich Krautstiel und andere wilde Rüben. In einer der verwitterten Umzäunungen steht sogar ein Apfelbaum, der noch Früchte trägt. Das reicht ihm fürs erste. In den Resten des traurig anzuschauenden Dorfes gibt es ohnehin nichts mehr zu sehen. Keines der Häuser ist ernsthaft bewohnbar oder wiederherzustellen; ein Rinnsal oder eine Quelle entdeckt er nicht. Mit etwas Glück würde er hier und da noch Werkzeuge oder anderes finden, aber dazu hätte er später noch Zeit.

Unten am Ufer will Bragi seinen Rundweg beginnen, wie er es nennt. Olta-ru ist höchstens halb so groß wie Olta-me, soweit ist er sich sicher. Ein bei Tageslicht verschaffter Überblick sollte sich also lohnen. Ein lang unbenutzter Pfad führt zu einem windgeschützten Ufer, das sich leicht als Hafen identifizieren läßt. Doch die Natur hat in den letzten Jahrzehnten ihre Wirkung entfaltet: Überspülte, morsche Pfähle haben dereinst eine kleine Plattform getragen, wo man wohl die Boote festmachen konnte. Die wilde, ungezügelte See wütete mit beeindruckender Kraft und holte zurück, das man ihr abgerungen hatte. Zu einer ungepflegten Pfütze war die kleine Bucht verkommen, in der sich Treibgut und totes Getier ansammelten. Wenn er denn im Besitz eines Bootes gewesen wäre, hätte er es weder hier an Land bringen noch zu Wasser lassen können. Neben dem zerfallenen Hafen hofft er daher auf einen weiteren Anlegepunkt, und vielleicht einen alten Kahn, der sich ausbessern ließe, oder Holz, um sich der Idee eines neuen Floßes hinzugeben.

Vorausschauend folgt er dem kaum mehr erkennbaren Pfad, der aus dem Dorf um eine Landspitze führt. Anders als auf Olta-me kann man hier sehr bequem die Insel an der

Uferlinie umrunden, während man daheim steigen, geradezu klettern muß, um in der Nähe des Wassers zu bleiben. Nur an wenigen flachen Stellen, das sagte ich bereits, ist der Zugang zur Bucht gegeben. Hier jedoch fällt von den zentral gelegenen Gipfeln das Land zur Küste hin gleichmäßig ab und bildet kleine Ebenen, schön und fruchtbar, heute mit wilden Blumen bestanden. Für einen Augenblick bedenkt Bragi daher der Möglichkeit, das verlassene Land für eine neue Kolonie einzunehmen, das Dorf (nach der Beerdigung der Toten) wiederherzurichten, Felder zu bestellen, Schafe grasen zu lassen – und einen regelmäßigen Verkehr zwischen beiden Inseln einzurichten, daß sie einander versorgen und ergänzen. Diese Idee ist sicher nicht falsch, bedenkt man, daß in einigen Jahren die Feldfrüchte auf Olta-me nur spärlich wachsen wollten und im Winter dann hungernd von alten Vorräten gezehrt wird. In diesem Falle könnte man die Waren austauschen, und was auf der einen Insel nicht wachsen will, auf dem anderen Eiland angedeihen lassen. Es wäre gleichermaßen der Beginn einer kleinen Flotte aus besser gerüsteten Booten, die die See, jedenfalls den kurzen Weg zwischen Olta-me und Olta-ru, sicher würden durchfahren können.

Andererseits kam kein Einwohner von Olta-me vor ihm auf den Gedanken, den Nachbar-Clan zu besuchen – mit der Konsequenz, daß man von deren Hinscheiden gar nichts bemerkte. Warum also sollte man jetzt Interesse an der Besiedlung einer weiteren Insel haben, zumal dies nur zusätzliche Arbeit und Abkehr von einer eingespielten Lebensweise bedeutete? Immerhin, das muß er eingestehen, konnte man die paar Menschen auf Olta-me nicht in zwei Hälften teilen und die eine Gruppe zum Aussiedeln schicken. Dann gäbe

es auf beiden Landen zu wenige Hände für die anfallenden Notwendigkeiten. Es wäre ein Prozeß, der sich über viele Jahre strecken mußte, angefangen mit der Übersiedlung von ein oder zwei Familien, die mit der Abgeschiedenheit zurechtkommen werden. Sie müßten im kleinen Maße den Weg ebnen für die Nachfolgenden. Es wäre ein Gedanke, der nicht vergessen werden sollte. Jedenfalls ist Bragi dieser Ansicht.

Nach Umrundung der erwähnten Landzunge staunt Bragi nicht schlecht: Ohne Umschweife späht er ein Lager, das besteht aus Zelten und einer mittig gelegenen Feuerstelle, die sogar gerade brennt! Da sind Reusen aufgestellt, Netze trocknen in der Sonne, ganz wie zu Hause! Und er sieht auch ein dünnes, von der Anhöhe herabplätscherndes Rinnsal, das am Strand, gleich neben dem Lager, in einem begrenzten Trichter ins Meer mündet. Auf dieser Seite der Insel gibt es kaum Wind; die Wellen, gleichwohl zur offenen See zu rechnen, sind nur flach und man kann leicht einige Meter ins Wasser waten, um zu fischen oder nach Muscheln zu tauchen.

Sogleich faßt er Mut, springt dem Lagerplatz geradezu leichtfertig entgegen, in der Erwartung, Einwohner mit bronzenen Armreifen zu begrüßen, und steht plötzlich im Lager selbst. Da sind vier Zelte, aufgestellt aus Stoffbahnen, Stöcken und Blätterdach, in denen sieht Bragi unverkennbar je eine Schlafstätte. Zwischen den Zelten stapeln Kisten, Flaschen und aufgerollte Taue, Unrat und die Reste abgenagter Tiere liegen herum. Zwei hilfsbedürftige Schemel stehen um das Feuer, das mit herangerollten Steinen umringt ist und es zu einem dauerhaften Rastplatz bestimmen.

Während er überwältigt wird, bleibt ihm in seiner Aufre-

gung kein klares Bild im Kopf: Aus dem Gebüsch, zunächst verborgen lauend, stürmen vier Männer mit gestreckten Messern hervor, ihm so hastend entgegen, daß er vor Angst erstarrt. Einer der Kerle wirft ein Netz über ihn, schlägt mit den anderen auf ihn ein, daß er zu Boden geht und getreten wird, bis er sich nicht mehr regt. Damit beginnt die Geschichte von Bragi, der Geisel der Piraten.

\*\*\*

Bragi bringt viele Wochen als Gefangener der vier Piraten zu. Ohne Möglichkeit zur Flucht, ist er ihnen ausgeliefert, niedere Arbeiten zu verrichten und von dem zu leben, das sie ihm von den ohnehin spärlichen Mahlzeiten übriglassen.

Hatte man ihn anfangs an ein langes Tau am Lagerplatz angepflockt, waren die vier Unholde später zu der Einsicht gelangt, daß ihr Gefangener sich frei bewegen sollte. Ohne ein Boot könne er ohnehin nicht fliehen. Jede Nacht jedoch wurde er an einen Baum gebunden, daß er sie im Schlaf nicht würde überwältigen können.

Und während der arme Bragi in seiner Existenz dauert und die Entscheidung verflucht, nach Olta-ru zu gehen, grämt er sich wegen zweier unerklärlicher Umstände. Zum Ersten, daß die Piraten sich zu keiner Zeit die Frage stellen, auf welchem Wege er auf die Insel gekommen war noch weshalb. Wenn zwei der Piraten zur Jagd ausgingen, dann schlichen sie stets von der dem zerstörten Dorf abgewandten Seite der Insel durchs Unterholz, jedenfalls soweit Bragi das beurteilen konnte. Offenbar nahm man berechtigterweise an, daß er kein Überlebender des geplünderten Dorfes sein konnte, ebenso wie Bragi zu Recht annimmt, daß



die vier Männer unmöglich für das Massaker verantwortlich sein können. Olta-ru scheint seit dem Vorfall zu einer Art Piraten-Stützpunkt verkommen zu sein, an dem sich zeitweilig die Banden in wechselnder Belegschaft versteckt halten. Möglicherweise, denkt er, wäre die Idee doch nicht ausgereift, hier eine neue Kolonie zu gründen.

Zum Zweiten kann Bragi nicht verstehen, aus welchem Grund die Bande sich hier aufhält oder wie lange sie das noch zu tun beabsichtigt. Mit einer gewissen Unbekümmertheit liegen sie tagsüber am Strand und fischen, oder reden und dösen. Wenn sie der Hunger plagt, gehen sie jagen oder holen die Reusen ein; sonst scheint sie keine große Aufgabe mit dieser speziellen Insel zu verbinden.

Bragi wagt nie, nach deren Anliegen zu fragen; er empfängt immer nur Anweisungen, die er im Angesicht der gewetzten Messer und unverhohlenen Grobheit der Banditen ehrfürchtig erledigt. Dazu gehört das Aufräumen des Lagers, das Kochen, das Wasserholen, das Feuerhüten. Ab und an muß er sogar Hosen und Hemden im Süßwasserstrom des Rinnsals waschen, oder vielmehr annässen und zum Trocknen aufhängen. Davon verschwanden aber weder Schmutz noch Gestank. Für vielmehr scheint Bragi ihnen nicht zu nutzen. Und mit der Zeit wird Bragi so schwach, daß er auch für einfache Arbeiten nicht mehr taugt. Da geben ihm die Banditen wieder mehr zu essen, daß er sich zeitweilig erholt.

Selbstverständlich erfährt der Gefangene bereits nach kurzer Zeit, welche Namen sich die Piraten zurufen. Ihnen selbst nannte er einen falschen Namen. Allen voran ist da Urte, der Anführer der Bande. Und als solcher bestimmte er sich auszuweisen, indem er anordnete, daß er allein einen

Hut und einen vollen, rauschenden Bart tragen dürfe. Das akzeptierten seine Gefährten, und es gab niemals Streit darüber. Urte hatte eine kräftige, hochgewachsene Statur und war wohl allein deshalb zum Anführer geworden. Was er andernfalls von sich gab – das belanglose, abschweifende Gerede; die wenig einfühlsame Rhetorik – das hätte auf einem Schiff kaum zum Bootsmann gereicht. Er kleidete sich in einen geschundenen, braunroten Rock, an dem silberne Schnallen glänzten, die ihn wie mit Orden dekorierten. Eine Kette aus verknoteten Bändern hing ihm über die Brust, und das unter dem Hut hervorschauende Haar war zerzaust und gestutzt, denn die Bande schnitt sich gegenseitig die Haare mit einem Dolch.

Den Charakter des Anführers konnte man zusammenfassend als rücksichtslos bezeichnen. Bragi zweifelt nicht, daß er ihn oder jeden anderen hätte töten können, ohne daß ihn ein Gewissen daran hinderte. Wenn Urte also etwas wollte, dann sprangen nicht nur seine Männer (in dessen Nähe sie in der Tat Disziplin zeigten), sondern auch Bragi. Wollte er, daß das Feuer geschürt wird, galt keine andere Aufgabe als wichtiger. Verlangte er nach Fisch, dann wurden schnellstens die Angeln eingeholt. Wenn er aber schlief, dann wagten seine Männer frechere Worte, auch dem Gefangenen gegenüber, und machten sich über ihn lustig. Es war alles in allem also nur ein lockerer Gehorsam, den man am Tage auslebte; und Urte muß mit seinem Benehmen alle Mühe gehabt haben zu zeigen, daß er sich nichts würde gefallen lassen.

Einmal war er unzufrieden mit der angegangenen Aufgabe und ersann Bragi als Schuldigen. Da warf er Flaschen und Steine nach ihm und hätte ihn in seinem Jähzorn sogar

beinahe totgeschlagen, wenn ihn zwei seiner Männer nicht zurückgehalten hätten. In Urtes Augen war Bragi wie ein beliebiger Zweig, mit dessen Hilfe man den Unrat aus den Töpfen kratzt und dann fortwirft. Nicht anders ging er mit den Resten seiner Mahlzeiten um. Darüber hinaus konnte Urte wenig Nützliches beibringen: Nicht nur, daß er sich wie ein König bedienen ließ, nein, er schien auch bei vorhandenem Willen nicht dieselben Fähigkeiten der anderen zu haben. Für Bragi war es Glück, daß er die eßbaren von den ungenießbaren Pflanzen zu unterscheiden wußte; daß er sagen konnte, an welchen Stellen und in welchen Tiefen die Reusen am besten aufzustellen seien – nur so spielte er sich eine unverzichtbare Bedeutung zu, die ihn womöglich in der Obhut dieser Barbaren überleben ließ.

Wenn das wirklich Piraten seien, fragt sich Bragi bei Nacht, dann ist es eigenartig, da sie nie auf Beutefahrt gingen. In den Büschen nahe dem Lager verbargen sie ein mittelgroßes Boot mit Segeln – Bragi hatte den Kiel gesehen, aber näher ließen sie ihn nie heran – doch damit schienen sie nicht wassern zu wollen. Vielmehr war es so, daß sie ihre Verbergung möglichst aufrechterhalten wollten: Das Boot getarnt, die Zelte rasch niedergeworfen, falls ein Schiff an der Küste entlangsegelt.

Piraten, die sich vor Beuteschiffen ängstigen? Wohl kaum. Ohnehin hätte es keinen schlechteren Ort für einen Überfall geben können: Olta-me und die ganze Inselgruppe lagen abseits aller vielbefahrenen Routen; hier hätte man Monate auf eine Gelegenheit warten müssen! Und vier Mann sind auch keine Stärke, um ein Handelsschiff anzugreifen, geschweige denn zu entern! Bragi konnte also nur raten, aber wahrscheinlich war: Die Bande war zum Tode verurteilt

worden und geflohen; versteckte sich an dieser abgelegenen Küste vor ihren Häschern – ohne feste Absichten oder Einigkeit, wie sie weiter vorgehen wollten.

Nun, den Begleitern mangelt es nicht an Einfällen: Wendelin, das schien der Klügste unter ihnen zu sein, wurde nicht müde vorzuschlagen, in die Heimat, an die Küste Prinms, zurückzukehren. Er nannte die Namen einiger Häfen, die Bragi freilich noch nie gehört hatte, aber umso aufmerksamer spitzte er die Ohren insbesondere dann, wenn er zu schlafen vorgab. Wendelin war der Ansicht, daß das Verstecken keinen Sinn ergebe; daß sie heimkehren und sich mit Freunden (dem Rest der Bande?) treffen sollten. Er kenne hilfsbereite Kameraden entlang von Prinms Küste, in den Häfen, Städten und Dörfern. Es sey kaum ein Risiko dabei, denn man würde ihre Rückkehr nicht erwarten. Das gefiel den anderen beiden, und einige Male hatten sie Urte beinahe überzeugt. Doch immer im letzten Moment beharrte er auf seiner Entscheidung und dann war die Diskussion beendet. Meist ging Wendelin seiner Hauptbeschäftigung nach, das war das Jagen und Fallenstellen.

Mit verschieden langen Speeren und Stricken zog er dann durch die Büsche, kehrte nach Stunden zurück, am Gürtel ein erschlagenes Kaninchen oder mit Vogeleiern in der Tasche. Er warf die Beute Bragi hin, der die Tiere schinden und braten sollte. Vor Wendelin mußte sich Bragi ganz besonders in acht nehmen, denn er schien sich am wenigsten täuschen zu lassen. Wendelin war ein aufgeweckter Bursche mit verschlagenem Blick, nicht weniger gewissenlos als sein Anführer, aber eben auch besonnener. Bragi fühlte, daß er Wendelin niemals anlügen oder falsche Tatsachen würde vorgeben können.

In der Tat dachte Bragi wiederholt daran, sich loszuschneiden und mit dem Piratenboot zu fliehen. Es gab nur zwei Probleme: Erstens konnte Bragi das mittelgroße Boot unmöglich alleine zu Wasser lassen, selbst wenn es ihm gelänge, alle Piraten im Schlaf zu erschlagen. Er wäre weiterhin gestrandet auf Olta-ru. Zweitens hatte er über Wochen die Strömung vor der Küste beobachtet, und sie führte stets nach Westen, in Richtung der Insel Olta-lo, nicht nach Süden in Richtung seiner Heimatinsel. Olta-lo war nur wenig größer als Olta-ru, aber dafür fünfmal näher. So nah, daß er vom Piratennest aus einzelne Bäume auf Olta-lo ausmachen konnte. Doch im Zweifel wäre auch Olta-lo verlassen. Also verschob Bragi zunächst seine Fluchtgedanken.

Unter den Banditen war Wendelin der Jüngste, stets wachsam und auf seinen Vorteil bedacht; wurde niemals nachlässig und schien sich nicht abfinden zu wollen mit seiner Lage. Darum redete er sich wohl ein, daß sie nur zeitweilig hier lagern würden; und nicht lange darauf ihr Exil beenden sollten.

Diesem Gedanken gab sich auch gerne Eckbrecht hin, der allerdings keinen eigenen Willen besaß, sondern Urte loyal ergeben war. Sie schienen sich bereits als Kinder gekannt zu haben, so vertraut gingen sie miteinander um. Eckbrecht sprach nicht viel. Seine Stämmigkeit und Dicklichkeit machten ihn wenig beweglich, träge geradezu, also nutzte er nichts bei der Jagd. Außerdem schien er sich vor Wasser zu fürchten, denn er holte nie die Angeln oder Reusen ein. In seiner Unbeholfenheit hätte ihm Bragi leicht entwischen können. Aber Bragi dachte auch an Wendelins Speere, die selbst ein fliehendes Kaninchen aufgespießt hatten. So verbrachte Eckbrecht im Lager und lag meist faul

herum. In tätigen Momenten widmete er sich dem Ausbessern der Zelte und Netze, spaltete Feuerholz oder hielt am Strand und auf einen Felsen, den er stets unter großen Mühen doch eifrig erklimm, Ausschau nach Schiffen. Dann erstattete er Urte immer dieselbe Meldung, nämlich, daß nichts zu melden sey.

Fjalar, der vierte Bandit, ließ sich am trefflichsten als „mürrischer Kerl“ bezeichnen, denn er hatte tatsächlich an allem etwas auszusetzen. Vielleicht war seine große Narbe an Hals und Händen dafür einer der Gründe, die so aussahen, als sey er einmal von einem großen Tier angefallen worden. Nicht umsonst humpelte er ein wenig und gebrauchte kaum die linke Hand, die meistens steif an seiner Seite hing. Zum körperlichen Gebrechen trat die allgemeine Unzufriedenheit hinzu, in der er mit seinem Kameraden Wendelin übereinstimmte. Wenn es etwas zu beklagen gab, dann konnte man sicher sein, daß Fjalar seine Meinung dazu hatte. Einmal saß er über einem kleinen Braten und jammerte tatsächlich darüber, daß ihm kein Salz zur Verfügung stehe – da war es das erste Mal, daß Bragi lächelte; aber es war auch das einzige Mal, sowie er sich rückblickend erinnern konnte. Denn tatsächlich waren sie von denjenigen salzhaltigen Pflanzen umgeben, aus denen auch auf Olta-me die Einwohner das Salz gewannen.

Nun will ich, Ottokar, als Erzählender die Geschichte nicht unnötig auslenken; ohnehin kennt man nur Teile der Überlieferung, wie ich gleich erzählen will.

Es geschah also, daß die Bande eines Tages den Entschluß faßt, Bragi in seinem Wert als Geisel einzulösen. Seine Bronzekette hatten sie nicht angerührt; nicht, weil sie dessen Wert verkannten, sondern gerade, weil sie um deren Wert-

losigkeit wußten; zudem soweit informiert waren, daß sie die bronzene Kette als Kennzeichen für Clanzugehörigkeit umstandslos hinnahmen. Mehr noch, sie waren darüber im Bilde, daß es die große Insel im Süden sey (nämlich Olta-me), auf der der entsprechende Clan ansässig ist.

Insgesamt langweilten sich die Piraten dergestalt, daß sie zu der Auffassung gelangten, ihres Gefangenen überdrüssig zu sein und ihn gegen einige Naturalien einzutauschen. Soweit es Bragi einschätzte, gingen die anfangs umfangreichen Vorräte, insbesondere der Met, zuneige, und das mag einer der Auslöser gewesen sein, zu sehen, was sie für Bragi erhielten. Andererseits hatte ihr Gefangener oft genug mit Blicken und der gespannten Körperhaltung gezeigt, daß er immerfort nach einer Fluchtmöglichkeit Ausschau hielt. Insbesondere Wendelin, der Schlaue, machte sich daher für das Tauschgeschäft stark, wogegen Urte ganz unverhohlen vorbrachte, den „dürren Kerl“, wie er ihn oft schimpfte, schlichtweg zu erschlagen.

Und so nahmen sie alles Tarnende von ihrem Boot, richteten den Mast auf, steckten das Segel fest und brachten das Tauwerk an. Dann schoben sie zu fünft den Kahn ins Wasser und segelten davon.

\*\*\*

Wie freut sich Bragi über die Entscheidung der Unholde! Was immer man für ihn bieten werde – er komme endlich heim, oder wenigstens an einen Ort, an dem er kein Gefangener mehr ist. Oder hatte er nicht jahrelang eben dies beklagt?; ein Gefangener auf Olta-me zu sein?

Jetzt jedoch läßt er sich das salzige Wasser ins Gesicht spritzen, schaut immerfort in alle Richtungen, da er nun an-

deres sehen darf als Wochen zuvor. Sie passieren sogar diejenige Seite der Insel, an der das verlassene Dorf liegt, und mißtrauisch blickt Bragi es an; fixiert den vom Schiff aus sichtbaren Knochenhaufen. Keiner der Piraten würdigt den Bebauungen einen Blick, und Bragi kann nicht entscheiden, ob es an Gleichgültigkeit oder mangelhafter Wahrnehmung liegt.

Der Wind steht so günstig, daß sie bald darauf den Kurs nach Olta-me einschlagen, derjenigen Insel, der Bragi mit weit geöffneten Augen und einem unmerklichen Grinsen entgegenstarrt. Was auch immer Urte beabsichtigt – er würde trotz seiner Gewalttätigkeit und der Säbel unmöglich das Volk überwinden können. Und die Einwohner ihrerseits würden ohne Umschweife merken, was da für ein Schiff kommt, sich bewaffnen und vorbereiten. Und wo würde Bragi in dieser Gleichung stehen?

Nur etwas mehr als ein Viertel des Tages mußten sie fahren, um in die Reichweite von Olta-me zu gelangen. Und soweit muß Bragi es ihnen eingestehen: Urte und seine Kameraden sind tüchtige Seefahrer, jeder mit einer gewissenhaft wahrgenommenen Aufgabe. Urte stand selbstverständlich als Schiffsführer an Deck des flinken Nachens und wies Wendelin an, mit seinem Steuerruder mal ein paar Grad backbord oder steuerbord gegenzuhalten. Eckbrecht achtete auf Urtes Blicke oder Kommandos und bediente das vordere Segel, das nach seinem Eingriff besser im Wind stand und womit das Boot keine Fahrt einbüßte. Und Fjalar, der durch seine Verkrüppelung nicht viel mehr machen konnte, kniete an Bug und spähte im Wasser nach Felsen. Insgesamt segelten sie so selbstverständlich und geschickt, als ginge es ihnen wie das Schlafen von der Hand. Bragi hatte genug



Schneid, um das trotz seines Martyriums zu bewundern.

Dann umrunden sie den äußeren Bereich der großen Insel Olta-me und entdecken etwas, das sie in Panik versetzt: Ein anderes Schiff verharret vor der Küste, viel größer und besser bewaffnet als das ihre. Flüchtig gibt sich Bragi der Hoffnung hin, daß es gar Wittikos Schiff sey. Aber es ist von anderer Bauart, wenn auch nicht weniger beeindruckend. Wacker und schmuck hält es sich in den Wellen; an Deck erkennt man unverkennbar Soldaten und mehrere Kanonenreihen. Unlängst entdeckt man auch das nicht als solches gekennzeichnete Piratenboot, denn ein Mann mit Fernrohr beobachtet ihr Nahen vom Heck des großen Schiffes. Jetzt mußte beraten werden.

Mit verlangsamer Fahrt und einem möglichst weiten Bogen um den schwerbewaffneten Händler nähert sich das Piratenboot der seichten Bucht; die gesamte Mannschaft ist aufmerksam. Am Ufer, am Steg laufen immer mehr Menschen zusammen, allen voran die Männer, die dererlei Besuche aus der Vergangenheit kennen und sich entsprechend mit Katzbalgern, Spießern und Heugabeln bewaffnet haben. Sie sehen wirklich entschlossen aus und bilden einen wehrsamem Halbkreis, als der Kahn endlich anlegt und Urte schmutzig-grinsend und frei von zauderlichem Gebaren vortritt, seine Beute zu präsentieren. Und wie Bragi sich vorsichtig zu erkennen gibt, da erkennt man auch ihn. Ein kurzer Jubel geht durch die Reihen, doch die Männer warten standhaft. Sie hören, was der Piratenanführer verlangt und schaffen es unverzüglich herbei. Ein Faß Met ist darunter, zwei Ziegen, Brotlaibe, ein paar Werkzeuge, ein Dolch mit schön beschnitztem Griff und allerlei anderes, worauf Urte mit dem Finger zu zeigen Lust verspürt. Zufrieden mit

dieser Art Rachtung<sup>2</sup> durchtrennen sie Bragi Fesseln und stoßen ihn von Bord wie ein totes Tier.

Es ist bemerkenswert, daß der ankernde Händler derweil untätig geblieben ist. Gleichwohl er einige Dutzend Soldaten an Bord hatte; gleichwohl er mit einem koordinierten Kanonenschlag das Piratenboot beim Verlassen der Insel hätte versenken können, gab es kein Eingreifen in die Angelegenheiten der Insulaner. Ob er ebenso untätig geblieben wäre, wenn er nicht gerade gehandelt hätte?

Jedenfalls wird der abgemagerte Totgeglaubte geradewegs in seiner Mutter Haus gebracht und versorgt. Wie eine große Familie trägt man allerlei Nützliches herbei, sogar der fremde Händler muß sich gedulden, daß er für diese Stunde nicht gesehen, nicht gehört wird.

Die Beine und Arme werden Bragi mit Brei-Bandagen umwickelt, um die Prellungen und Schnitte zu heilen; er wird gebettet und soll essen, wonach ihm verlangt. Er erhält saubere Kleider, unverbrauchte Schuhe, während ihn die Mutter wäscht, rasiert und schert, und ihm Ruhe verordnet, solange er sie bedarf.

Noch fragt niemand nach seiner Geschichte. Noch.

## 8 Leichenhaut

**Z**ahlreiche Wochen erholt sich Bragi. Sowie er zu sprechen fähig ist, wird er von den Ältesten, ihnen voran seine Mutter, aufgefordert zu berichten, wie sich alles zugegangen hat.

---

<sup>2</sup>Rachtung = ein aus der Beilegung eines Streits resultierender Vertrag

Insbesondere das Eingeständnis, daß er sich vorsätzlich und mit eigenen Kräften von seinem sicheren Zuhause entfernt habe, läßt viele anders denken. Zunächst hatte man seine Sorgen in der Annahme befriedigt, er sey von den Piraten entführt worden, sozusagen am Fuß der Steilküste von Olta-me überwältigt und aufs Boot gezerrt. Asbirg, seine Mutter, fragt daher immer wieder nach seiner Motivation. Sie, wie alle anderen, können nicht verstehen, weshalb es ihn in die Ferne trieb. Und so oft er, immerfort verlegen, zu einer Antwort ansetzen will, sieht er in deren Augen die vorurteilende Verständnislosigkeit über seine Gründe. Also behauptet er stattdessen, sich auf der Suche nach neuen Fischgründen eigenmächtig mit einem selbstgebauten Floß vor die abseitige Küste hinaus gewagt zu haben und abgetrieben worden zu sein. Dann strandete er auf Olta-ru und geriet dort in Gefangenschaft. Die alten Fischer schütteln bei diesen Worten abschätzig den Kopf, so als hätten sie nicht für einen der Ihren, sondern eine ungeweinte Torheit große Mengen Naturalien hergeben müssen; so als habe er allein dadurch seinen Gegenwert eingebüßt.

Nach und nach läßt man von ihm ab; für die meisten ist die Angelegenheit geklärt. Doch die Freude über seine Rückkehr schwindet mit jedem Tag; man sieht in ihm zunehmend eine Belastung, die zu ertragen allgemein hin als unangemessen gilt. Bragi hatte erwartet, daß seine Floßfahrt als wagemutige Heldentat angesehen würde – ganz gleich, ob er die Insel für neue Fischgründe verließ oder bewußt auf Olta-ru zugesteuert war. Doch die anderen sehen allein, daß er nur für sich selbst gehandelt habe, und nicht, um eine bewundernswerte Tat zu vollbringen. Sie sehen nur die Kosten, die die jugendliche Dummheit verursacht hat.

Und fortan ist er geächtet, daß selbst Asbirg sich von ihm abzuwenden gezwungen fühlt.

Wie sie abends zu Tisch beisammensitzen – Asbirg, Bragi und seine Schwestern –, verrät die Stille, was füreinander empfunden wird. „Was hast du dir nur dabei gedacht, du Dummbart?“ will Mutter aufs neue wissen, und schüttelt abschätzig mit dem Kopf: Unfähig zu begreifen oder wenigstens hinzunehmen, weshalb sich jemand auf der abseitigen, allseits bekannten gefährlicheren Seite der Insel von der Küste entfernen sollte; dort, wo die Strömung stärker, das Wasser tiefer ist. Dabei kennen sie und die anderen nur die halbe Wahrheit. Sie sitzt am Tisch wie mit verschlossenen Augen, und hätte man sie in eine Kammer gesperrt, behauptend, dies sey ihre gesamte Lebewelt – auch das hätte sie unterwürfig hingegenommen. Mit solcherlei Menschen ist jede Debatte sinnlos, und mit ihnen jeder Versuch.

Und wenn er ihnen die Wahrheit doch schildern wollte – das gesehene Dorf, die Knochen und sonstigen Ähnlichkeiten der Inseln –, da wurde er unterbrochen, so als könne seine Schande nicht weiter anwachsen. Mit der Zeit versteht Bragi, daß dieses Urteil unumkehrbar ist, und er lernt seinen Clan auf ganz neue Weise kennen. Offenbar ist es so, daß jedes Mitglied, Bragi ausgenommen, instinktiv auf Zusammenhalt achtet, und sogleich eine Erklärung schuldig wird, wenn er sich unbegründet entfernt. Das scheint tief verwurzelt zu sein und hatte wohl auch etwas mit Ehre zu tun, der tatsächlichen Währung im Menschengeschlecht. Diese steife Art der Ehre ist es nun, die ihn zu einem Ausgestoßenen machte. Noch nicht ganz, aber beinahe.

Immerhin teilen seine Schwestern die Beschämung der Mutter nicht. Zu jung sind sie, um mitzureden; und Bragi

kann es nicht verstehen, weil er zu weit gereist ist. Wenn die Mutter nicht hinsieht, nähern sich Runa und Eila, sitzen auf seinem Schoß, lehnen stumm an seiner Brust, auszudrücken, daß sie froh, oder wenigstens nicht enttäuscht von seiner Rückkehr sind. Die erstmalige Begegnung mit Piraten ist es darüber hinaus, das sie tagelang schwatzen läßt. Jedoch, wie die Mutter interessieren auch die Schwestern sich nicht weiterführend über seine Erlebnisse auf Olta-ru. Es ist, als sey den Menschen instinktiv festgeschrieben, alles andere als Olta-me wie eine unsichtbare, nichtexistierende Legende wahrzunehmen. Dabei brauchten sie bloß den Horizont beobachten und sehen die Inseln! Nach einigen Wochen kommt Bragi zu dem Schluß, daß er hier nicht länger willkommen sey und jetzt erst recht einen Grund zur Flucht haben sollte.

Nachbarn beenden ihre Gespräche, wenn er daherkommt, oder gehen in ihre Hütten. Die Fischer am Strand starren mißbilligend auf See, ohne ihn anzusehen. Die Jüngeren kichern in seiner Nähe, die Alten blicken genauso enttäuscht wie seine Mutter. Die Hinweise scheinen zu schreien: Hau bloß ab! Alles und jeder wendete sich von ihm ab. Obwohl — vielleicht nicht alle. Denn Sif hörte zu.

Eines Tages begegnet er ihr am Strand. Sie geht dort herum, wahrscheinlich, um sich in der Abendsonne zu wärmen. Längst sind die Boote eingeholt und liegen trocken an Land; die meisten sind in ihre Häuser zurückgekehrt. Wie er Sif dort auf dem Baumstamm sitzen sieht, gesellt er sich zu ihr, und sey es im Versuch zu bemerken, wie sie sich verhielte. Bislang hatte er seit seiner Rückkehr noch keine Gelegenheit, allein mit ihr zu sprechen. Zuletzt war sie die einzige gewesen, die seinen Ideen, seiner Motivation aufgeschlos-

sen gegenüberstand. Und so wollte er sehen, wie sie heute zueinanderstehen.

Sie rührt sich nicht, als er sich vor sie in den Sand setzt und reumütig aufschaut.

„Die Erfahrung mit den Piraten hat dich gezeichnet und demütig werden lassen. Ist es nicht so, Bragi? Und nun will sich niemand mehr mit dir abgeben.“

„Auch Ihr nicht?“

„Ich sehe keinen haltbaren Grund, weshalb wir einen der Unsrigen verstoßen sollten. Es ist ja nicht so, daß unser Clan aus Hunderten Mitgliedern besteht, sodaß nicht auffiele, wenn einer davon abtrünnig würde. Darüber hinaus“, setzt sie fort, „sträube ich mich gegen jede Form von Ächtung. Ich schäme mich nicht für dich, sondern für jeden, der sich abwendet. Ein Mensch sollte nicht auf *ein* Ereignis reduziert werden.“

Es stimmt: Angenommen, Bragis Vater habe in seiner Jugend versehentlich ein Kind tödlich verwundet, so wollte er einem Fremden nicht von seinem Vater erzählen, indem er jedesmal mit jenem tragischen Ereignis beginne: „Das ist der Mann, der ein Kind tötete!“

Die Zeit wird zeigen, ob er mit seinem Erlebnis einen Ruf erbt, den er bis an sein Lebensende nicht wird ablegen können. Es graust ihn die Vorstellung, man sage ihm nach: „Das ist Bragi, der sich wie ein Feigling von Piraten gefangennehmen ließ und zu seiner Auslösung angekrochen kam!“ Nein, es gilt diese Furcht zu überwinden. Und er muß seinen Mut erst wiederherstellen, die Idee erneut aufgreifen, seine Reise nach Prinm zu beenden. Immerhin will er kaum glauben, daß ganz Prinm aus Banditen und Raufbolden bestehe. Der Händler Wittiko ist ja der Beweis, daß es auch Menschen

von anderer, friedfertiger und erträglicher Gesinnung gebe.

Wahr ist aber auch, daß sein Weltbild von der Begegnung mit Urtes Horde stark geprägt worden ist. Bislang gründet seine Erfahrung mit Menschen auf ein paar Dutzend Personen; die Hälfte davon seefahrende Fremde. Das gilt es zu berücksichtigen beim Formen seiner Gesinnung.

Sif legt mütterlich ihre Hand auf seine Schulter: „Dein Leben beginnt doch erst!“ krächzt sie, „Du hast noch gar nichts gesehen von der Welt.“

„Ich soll mich nicht entmutigen lassen? An einem Ort, an dem ich mir keine Zukunft vorstellen kann?“ – Tränen rollen über seine Wangen. Irgendwoher müssen sie gekommen sein; wenn nicht aus seinem Verständnis von Mitleid, dann doch aus seinem Herzen. Zu fühlen, daß er der Heimat fremd geworden war, betrübt ihn mehr als erwartet. Sif dagegen nimmt das Schluchzen gar nicht wahr, doch nicht aus Gleichgültigkeit, sondern wegen nachlassendem Gehörs und Augenlichts. Ihre Neugier behält dagegen jugendlichen Eifer:

Sie fragt nach dem Dorf, das er gesehen hatte, und läßt sich jede Einzelheit schildern. Sogar die Kleinigkeiten, die ihm trotz seiner Aufregung beim Anlanden aufgefallen sind – etwa das Tal zwischen den Gipfeln –, gibt er präzise wieder. Und damit gestand er unbemerkt ein, daß er sich der Insel eigenständig, und nicht als Gefangener von Piraten genähert hatte. Mit schuldigen Blicken verharrt er darauf, was Sif davon hält. Doch wieder bewegt es sie nicht mehr, als wenn ein Sturmvogel auf dem Dach ihrer Hütte landet und einen Fisch verspeist. Ein kaum erkennbares Schmunzeln ist das einzige, das die Alte nicht zurückhalten kann. Da wird Bragi bewußt, daß sie alles wisse – wenn auch nicht je-

des Argument seines Ratschlusses, so doch das Gesamtbild, das ihn fortbrachte.

In ihren Augen hatte er sehr wohl eine mutige, bewundernswerte Tat vollbracht. Denn gäbe es nicht tapfere Entdecker wie ihn, wie wären dann die Vorfahren der heute auf Olta-me lebenden Menschen vom Festland zur Insel gelangt? Sich ins Unbekannte zu wagen, um zu sehen, was dort ist, erscheint Sif ehrbarer noch als die Zusammengehörigkeit im Clan. Andere vor ihm hatten sich, aus verschiedenen Gründen oder versehentlich, auf das Meer gewagt und waren nie zurückgekehrt. Die es aber taten, so wie Bragi, waren meist hochangesehen und wurden von beiderlei Geschlecht bewundert. Daß er hier so unfreundlich empfangen wurde, mag mit dem erpreßten Geiseltausch im Zusammenhang stehen, oder weil die Menschen auf Olta-me doch etwas bornierter sind als anderswo. Umso mehr interessiert sich Sif nun dafür, daß das von ihm entdeckte Dorf dem unsrigen zwar ganz ähnlich, doch längst verlassen sey, mehr noch, vor langer Zeit durch Gewalt entvölkert worden ist. Als Bragi ihr von dem Knochenberg berichtet und dem Häufchen an Armreifen, da erschrickt Sif und sie bittet um eine Unterbrechung. Bragi wagt nicht zu fragen: Hatte sie Verwandte dort? War einer der Schädel ihre Schwester? Ihr Kind?

Schließlich bekennt Sif etwas, das Bragi seinerseits verblüfft: „Dereinst war ich dort, auf Olta-ru. Ich wurde dort geboren.“

Dann ist es wahr: Sif bestätigt ihm einen lange gehegten Verdacht; daß nämlich vor vielen Jahrzehnten doch ein Austausch, ein freundschaftlicher Handel möglicherweise, zwischen den Inseln stattgefunden hatte! Olta-me als Hauptinsel des Archipels, Olta-ru, Olta-lo und das kleine



Eiland Olta-ki – sie alle gehörten zu einer Familie. Irgendjemand mußte den Inseln ja vor Urzeiten diese drolligen Namen gegeben haben, die Bragi übrigens bislang nur aus dem Sternenhimmel kannte. Vier der hellsten Sterne nannte man in seinem Volk: Rula, Lot, Kiki und Minno.

Nun, jedenfalls erklärt sich dadurch Sifs Betrübnis, denn es scheint damit sicher, daß Sif wenigstens einen Verwandten auf Olta-ru gehabt haben mußte, bevor sie auf Umwege nach Olta-me kam. Bragi kennt längst nicht alle Strophen des Gedichts; in seinen Jahren hörte er hier und da einen halben Vers, mehr falsch als authentisch, und bildete daraus seine eigene Geschichte, wie alles vor sich gegangen sein mußte. Aber jemand wie Sif, ja sogar alle Älteren auf Olta-me, sahen das Gesamtbild, um das Bragi sie nun beneidet. Sif mag alt und krank gewesen sein, beinahe blind und taub, und es wäre ihr gewiß schwergefallen, Erinnerungen wiederzugeben. Doch was entschuldigt die Erwachsenen?

Es ist das alte, leidvolle Lied: Schon vor seiner Ächtung wünschte niemand ernsthaft mit ihm zu reden; nach seiner Rückkehr gar niemand mehr. An diesem Ort, der Insel, seiner Heimat, steht er an einer Schranke, die er nicht zu überwinden fähig ist. Als wäre man in eine unter Wasser liegende Höhle getaucht, und hätte erst im letzten Moment erkannt, daß es keinen Durchlaß gibt. Zu tief, um aufzusteigen; zu weit, um umzukehren. Das Schicksal ruft: Stirb! Doch der Geist will leben und lernen.

\*\*\*

Bragi erinnert sich noch lange an Sifs letzte Worte. An diesem Tag war sie rasch müde geworden, Bragi begleitete sie zu ihrer Hütte. Wenige Tage später starb sie.

Nach wie vor hofft Bragi, daß ihr nicht die Schilderung vom Knochenberg, ihrer eingeebneten Geburtsstätte, zuge-  
setzt hatte. Doch es ist zu spät, um etwas zu ändern; nun hat  
er den letzten verständnisvollen Menschen verloren. Den  
letzten Menschen, den man in seinem Sinne weise nennen  
darf; nicht rechthaberisch und urteilend, sondern weise und  
bewegend; stets von der unerklärlichen Art, nicht aufdring-  
lich, sondern zuvorkommend zu sein.

Selbstverständlich trauerte man allgemein über den Ver-  
lust eines Clanmitglieds, insbesondere einer göttlich Bevor-  
zugten. Also hob man nicht einfach ein flaches Grab aus  
(für eine Feuerbestattung fehlte in jedem Todesfall schlicht-  
weg das Holz), sondern türmte einen Hügel aus Steinen auf;  
markierte deutlich, daß hier jemand Besonderes beerdigt  
lag. Bragi, der auch zum Abschied gekommen ist, hält sich  
im Hintergrund. Die Trauer ist an diesem Tag etwas, das  
alle gemeinsam haben. Trotzdem fehlt ihm das Verständ-  
nis für ein mahnendes Grab. Wie sollte ihre Seele jemals  
in die Freiheit finden, wenn ihr Körper so dauerhaft hier  
gebunden sein würde?

Jedenfalls kehrt nach diesen Tagen der Aufregung wie-  
der Ruhe ein. In den folgenden Wochen wird auch jeder  
restliche Hinweis auf Sifs Existenz ausgelöscht; mit verein-  
ten Kräften zerlegt man ihre ohnehin baufällige Hütte und  
teilt alles auf: Die brauchbaren Latten und Stangen auf La-  
ger, die morschen Teile ins Feuer, das Stroh von Dach und  
Schlaflager zum Ausbessern der notwendigsten Undichtig-  
keiten in den Dächern. Und Bragi, der alles beobachtete, ja  
sogar zeitweilig beim Abtragen zu helfen hatte, erfährt, wie  
alles Erkennbare an eine Person getilgt werden kann: Auf  
dem Grund ihrer Hütte werden ein Acker und ein Garten

abgesteckt, und nicht lange darauf würde man die Löcher der Pfähle, die das Fundament gebildet hatten, nicht mehr erkennen können. Zweitens ihr Grab, das zwar deutlich errichtet worden war, sich aber in ein-zwei Generationen nicht mehr von sonstigen Felsenbruch-Ansammlungen auf der steinigen Insel unterscheiden würde. Sprießt der erste Baum daraus hervor, ist auch dieser Hinweis verloren.

Nun stimmt Bragi darin überein, daß nichts von Dauern sein und bleiben soll, jedenfalls nichts, das man mit der Hand berühren kann. Wie alle Clanmitglieder hat man nichts übrig für dauerhafte Standbilder oder Erzeugnisse. Wer eine schöne Keramik töpft, tut dies im Sinne des dauerhaften Gebrauchs, nicht zum Schaffen eines Erbes. Doch mit Erinnerungen ist das anders.

Die Erlebnisse der Toten werden in Geschichten und Legenden weitergetragen; so war es immer gewesen. Und selbst wenn sich die Inhalte veränderten, die Namen verschlissen, die Begebenheiten übertriebener dargestellt wurden, so lebten sie doch irgendwie weiter. Jedoch, Bragis Erfahrung mit Familie und Nachbarn lassen erahnen, daß nichts dergleichen fortgetragen werde. Wenn sich die zukünftigen Generationen ebenso untätig beim Formulieren von Erzählungen und der Weitergabe von Ratschlägen erweisen sollten, dann stünde es schlecht für Sifs gesammelte Weisheit. Wer könnte den anderen erzählen von dem Dorf auf Olta-ru? Wie sie dort geboren, aufgewachsen und schließlich nach Olta-me gekommen war? Und wie wäre es erst mit seinen eigenen Erlebnissen und Abenteuern?

Stürbe er selbst, dann wäre seiner Überzeugung nach nicht zu erwarten, daß man ihn mehr würdigte als man einer abzutragenden Hütte Achtung erweist; einer unge-

nutzten Schlafstätte, deren Stroh man in die Dächer stopft, den Tier-Dung aufsaugt oder verbrennt. Und kurz darauf wäre sein Name für immer vergessen.

Bevor es soweit käme, bedenkt er sich an jenem Tag am Strand, müsse er unwiderruflich fortgehen. Tatsächlich geht er spazieren, um nachzudenken. Wie so oft bedurfte man seiner Anwesenheit nicht zwingend. In letzter Zeit hatte man ihm immer weniger Aufgaben zugetraut, obwohl es wohl nur um das Darstellen von Abschätzigkeit ging. Wie dem auch sey, er geht immer weiter geradeaus, bis ans Nordende des Strandes, wo das Wasser das Ufer einengt, und die Brandung umso stärker auffährt. Hier ist er lange nicht gewesen, gleichwohl er freilich jeden Schritt des Eilands im Schlaf hätte gehen können. Er hält Ausschau nach Muscheln, nach Seesternen, nach allem, das ihn mit seiner naturgegebenen Schönheit ablenken will. Wie er verträumt seiner Wege geht und der nasse Wind kräftig gegen sein Gesicht peitscht, das er einen Arm vorhalten muß, steht er plötzlich neben Treibgut. Es ist etwas Besonderes, denn es war einmal ein Mensch gewesen.

Die teilweise skelettierten Überreste liegen im Sand begraben, immerfort umspült von schäumenden, sich dem Fund aufdrängendem Wasser.

In der Tat, ein an Land gespülter Leichnam ist etwas Besonderes. Wie erwähnt, kommt das gelegentlich vor, und es stellen sich zwangsläufig die üblichen Fragen: Erkennt ihn jemand und paßt seine Identität zu einem Vermißten? Nur ist es diesmal so, daß alle Männer vollzählig sind, niemand aus den Familien fehlt; jeder Fischer war heimgekehrt. Bei einem so kleinen Volk ist das leicht zu überschauen. Auch ist in den vergangenen Wochen kein Schiff gelandet, um

die Annahme zu wagen, es sey ein über Bord gespültes Besatzungsmitglied. All das trifft also nicht zu.

Noch auf andere Weise ist der Leichnam etwas Besonderes. Der männliche Körper liegt auf dem Bauch, die Beine im Freien, der Rumpf und Kopf unter Sand begraben, einer der Armstümpfe schaut heraus; ihn haben Krebse und Vögel bis auf den Knochen abgenagt. Ein Teil des Rückens entblößt eine in die Haut gestochene Zeichnung aus braunen und rot-schwarzen Linien. Um ihren Fortgang zu verfolgen, gräbt Bragi den Sand vorsichtig beiseite und legt so mehr der Hautmalerei frei. Rasch erkennt er, daß sie sich über den gesamten Rücken ausbreitet. Mehr noch, es gibt keine Symmetrie in dem Abgebildeten; grundsätzlich läßt sich nicht einmal ein Motiv benennen.

Ähnliche Hautzeichnungen hat Bragi schon oft auf den Armen und Hälsen der seefahrenden Mannschaften gesehen. Das waren Worte in einer ihm fremden Sprache, geometrische Figuren oder fantasievolle Konstrukte aus Pflanzen und Waffen, oder auch die verblichenen Embleme der Soldatenheere, in denen manche von ihnen vormals gedient haben mußten. Doch die Ovale und Linien auf dem Rücken des Toten sind anders, „regelloser“ möchte man sagen. Der Künstler hatte die Formen sauber schattiert, und auf einer Form meint man sogar etwas wie eine schmale, langgestreckte Raute zu erkennen.

Bragi will nur ungern weitere Teile des Toten ausgraben, denn mit jeder Handkelle weggeschobenen Sandes verstärkt sich der Verwesungsgeruch. Doch ob tot oder nicht – dieser Kerl ist das Aufregendste, das Bragi seit langem passiert war, und seine Neugier verlangt nach Antworten.

Man muß verstehen, daß es Bragi nicht darum geht, ernst-

haft die Identität des Ertrunkenen festzustellen, so als würde er mit dieser Neuigkeit zur Ratschütte eilen, um die anderen herbeizuholen. Bragi gräbt und denkt für sich. Und wenn es am Ende ein nackter, halb aufgefressener Leichnam gewesen wäre – Bragi wäre der Letzte gewesen, der sich darum scherte. Die Rückenzeichnung jedoch verspricht etwas Bemerkenswertes, das es freizulegen lohnt. Wie oft hat er von Büchern geträumt, die ihm Seitenschlag um Seitenschlag neue Geheimnisse offenbaren! Und nun ist diese Leichenhaut ihm wie ein Lehrbuch, das er zu studieren hat.

Als Bragi endlich den Nacken des Mannes freikratzt, endet zwar die Zeichnung, aber etwas viel Spannenderes zeigt sich. Den aufgedunsenen, blaugrauen Hals umgibt eine Metallkette, aus vielen kleinen Ösen zusammengesetzt, filigraner noch als seine eigene Bronzekette jemals hätte gearbeitet sein können. Wie er an der Kette zieht, durchschneidet er damit beinahe den Leichenhals. Also gräbt er den Körper vollends aus und dreht ihn mithilfe eines hebelnden Astes um. Das Gesicht des Toten kommt zum Vorschein. Bragi steht keuchend daneben – und fühlt nichts.

Abstoßend starren die herausgetretenen Augen, die aufgeblähten Wangen gen Himmel. Bragis Anwiderung beschränkt sich auf den Geruch, nicht auf das Aussehen; ja, es hätte ihm auch ein Skelett zu Füßen liegen können. Was sollte ihn jetzt noch schrecken?

Es ist das bärtige Gesicht eines mittelalten Mannes, die Nase abgeschnitten, eine Narbe am Kinn, schwarzes Haar. Wer war dieser Mensch, welchen Namen hatte er? Es müssen diese Fragen gestellt werden, denn sie sollten erklären können, weshalb der Tote einen großen Schlüssel um den Hals trägt.

Dieser große Schlüssel, seltsamerweise ohne jedwede Spuren von Rost, aber auch nicht aus Silber gefertigt, hängt am Ende der Kette; liegt ihm nun auf der Brust wie ein Medaillon. Ein Schlüssel mit der Länge einer Hand; viel zu groß für eine Tür, eher für eine Truhe passend. War der Angespülte der Schatzmeister auf dem Schiff eines Gesandten oder Adligen gewesen? Was verbirgt der Schlüssel, das ein Mensch nicht länger zu verstecken fähig ist? Die Reste der Kleidung, die Reste des Menschen geben keine weiterführende Auskunft darüber. So nimmt Bragi den Schlüssel mit Kette an sich und überdeckt den Leichnam wieder mit Sand.

\*\*\*

Wieder vergehen Monate. Tag um Tag sieht Bragi sich am Ende eines kurzen Weges; kann die Gefangenschaft nicht verkennen, die ihm die Eintönigkeit des täglichen Lebens diktiert. Keine Gelegenheit, keine Begegnung ringt ihm ein Lächeln ab. Sogar für das Neugeborene, das in dieser Zeit Teil der Gemeinschaft wird, empfindet er Mitleid – denn es würde sein Schicksal teilen.

Er weiß noch, daß er an eben jenem Tag auch an Ellewibel denkt, und in der folgenden Nacht von ihr träumt. Und wäre das nicht eigenartig genug, sichten die Bewohner am nächsten Morgen ein Handelsschiff am Horizont, das im Laufe des Tages mit guter Fahrt anlanden soll. Als es die Nähe zuläßt, identifiziert man es als dasjenige ihres guten Freundes Wittiko.

Es ist nicht so, daß Bragi Ellewibel vergessen hatte. Das ist unwahr. Bragi hatte durchaus immer wieder an die schöne Kaufmannstochter gedacht; doch sein trübseliger Wunsch

nach Fortkommen überwog die Romantik der flüchtigen Begegnung bei weitem. Er hatte sie nie verdrängt aus seinem Herzen, sie war immer da. Dennoch verblaßte ihr Gesicht so langsam und sicher wie eine Frucht verfault.

Manch einer hätte gesagt: Aus einer Pflanze, die nur einmal gegossen wurde, kann nichts Wesentliches blühen. Und war nicht berechtigt anzunehmen, daß ihr Vater längst einen würdigen Ehegatten gefunden habe?; daß sie längst, als Mutter eines Kindes, in einem großzügigen Patrizierhaus in einem der großen Hafenstädte lebt und Abend für Abend ihren wohlhabenden Mann zum Essen erwartet? Daß Ellewibel selbst vergessen mußte, eines Tages ihren Vater auf eine wochenlange, stickige Seereise begleitet zu haben, und eines Nachts Brei aus der Schlüssel eines Einheimischen genascht zu haben? Was war dieser namenlose Bauernsohn schon in ihren erhabenen Augen?

Interessant ist, daß Ellewibel ihren Stand, und die einmalige Begegnung ganz anders wahrnahm: Sie ist nicht infiziert mit der angeborenen Selbstsucht einer überheblichen Kaufmannstochter – sie sieht sich als ein Mensch unter vielen. Und sie mußte lernen, wie sie sich von anderen unterscheiden kann: Sprache und Glauben, Traditionen, Kleidung, die moralische Haltung zur Todesstrafe, die Toleranz für Fremdländische; das alles waren gute Kandidaten, die es näher zu bewerten galt. Ein Grund für ihre damalige Teilnahme an der Handelsreise war eben das Kennenlernen und Ausloten der genannten Faktoren.

Doch alle Eindrücke waren vergebens, sobald sich Bragi ihrer instinktiven Ahnung aufdrängte. Er verwarf jedes Gleichnis; bezeugte allen Reichtum zu Unrat; verkehrte ihre Erfahrungen mit Leumund und Wohlwollen, Bildung und



Poesie. Und wer so etwas bewirken konnte – noch dazu ein völlig Fremder –, der verdiente Anerkennung in Form romantischer Sehnsucht.

Und nun, da sich Wittikos Schiff abermals nähert, gleißt der schmerzhafteste Gedanke über ein Wiedersehen durch seinen Körper. Einerseits mag er aufatmen, wie nach einem langen Tauchgang, und fühlt, daß es gerade rechtzeitig geschehe. Andererseits ist er ungemein aufgewühlt, weil er nicht weiß, ob Ellewibel tatsächlich abermals ihren Vater begleitet. Und so steht er eine gute Weile am äußeren Ende des Stegs, demjenigen Punkt, der dem inzwischen abgeseelten Schiff am nächsten steht. Sowie die erste Gesandtschaft mit Wittiko und Gütern an Bord anlandet und von Endrich übertrieben (und doch aufrichtig) freundlich begrüßt wird, bleibt Bragi unbeteiligt. Früh erkennt er, daß keine Frau an Bord des Landungsbootes ist. Aber das würde nicht ausschließen, daß Ellewibel vielleicht doch auf dem Schiff weilt, richtig? – Vielleicht wartet sie, wie beim letzten Mal? Und so bleibt er hin- und hergerissen: Soll er fragen? Soll er warten? Sich zeigen, sich verstecken?

Zurückziehen und abwarten – das mochte Bragi schon immer erfolgreich anwenden. Und so läuft er diesmal zu seinem Lieblingsplatz bei der Ruine, befreit von Neugierde, was Wittiko wieder will und anbietet, und wer ihn begleiten könnte. Dort dauert er stundenlang.

Bald wird ihm doch die Zeit zu lang und er spielt mit dem Schlüssel, den er immerfort in einer seiner Taschen trägt, ohne ihn seit seinem Fund jemandem gezeigt zu haben. Immer wieder läßt er das geputzte, glänzende Metall in der Sonne schimmern und bewundert die filigrane Arbeit. Was auch immer der Schlüssel aufschließen mochte; es mußte etwas

Besonderes sein. Gravuren und Inschriften gibt es keine, die auf seinen Zweck hätten hindeuten können. Und zum Bart läßt sich sagen, daß seine Kerben und Höhlungen so sauber und spitz abgeschliffen und ausgebohrt waren, daß man es hier wahrlich mit dem Werk eines Meisters zu tun haben mußte. Dazu kommt, daß die Schlüsselkette keine Schließe besitzt, das meint, daß die Kette selbst zusammen mit dem Schlüsselhals, durch den sie führt, geschmiedet worden sein mußte.

Trotz der bewegenden Kunstfertigkeit ist es der Schlüssel an sich, der Bragi fasziniert – seine einfache Funktion, etwas zu versperren, das niemand anderes als der Besitzer sehen und haben sollte. Der Begriff und die grundsätzliche Form von Schlüssel und Schloß sind den Inselbewohnern kein Fremdwort; doch wie bereits erwähnt, versperrt man seine Türen hier eher symbolisch. Selbst wenn die Ratsversammlung der Alten zusammenkommt, hängt man lediglich ein Schild oder stellt einen Stab vor die Tür, daß keine Unterbrechungen gewünscht sind. Und da es nun auf Olta-me kein einziges Türschloß gibt, ist des Schlüssels Anblick, insbesondere eines so großen Metallschlüssels, ein bemerkenswertes Erlebnis.

Je länger Bragi den Fund jedoch betrachtet, desto weniger kostbar erscheint er ihm. Da er nicht das zugehörige Schloß kennt, ist das Ding ungemein nutzlos, ja, es kommt ihm nach einiger Zeit sogar wie Ballast vor, den er loswerden müsse. Genausogut hätte er eine Handvoll großer Steine in seinen Taschen haben können, wie er dahinsagt. Der Entschluß steht fest, sobald ihm der kleine knorrige Baum ins Auge fällt, an dem er dereinst die Bronzekette fand. Und so hängt er die Schlüsselkette einfach mit dazu.

An einer schattigen, windgeschützten Stelle schläft er alsbald ein. Als in der angehenden Dämmerung die Augen wieder öffnet, sieht er ganz in der Nähe eine Person stehen, die ihm zugerichtet ist und sich keine Handbreit bewegt. Erschrocken klärt er seine Augen, und da ist sie: Ellewibel.

Einen Steinwurf entfernt hatte sie innegehalten, ihn beim Schlafen beobachtet, vielleicht angestarrt. Ihre in den Schoß gefalteten Hände bedeuten jedenfalls nichts Gefährvolles; sie drücken Sanftmut und Höflichkeit aus. Wie beim letzten Mal ist ihr Haar zu einem schulterlangen Zopf verflochten, darin sind bunte Perlen an einem dünnen Draht eingearbeitet. Zur Gänze unbeschmutzt glänzen das grüne Kleid und die graue Schürze im roten Licht der Abendsonne. Ungehemmt und forschend blicken ihre Augen ihn an; sie fragen, ob er sie erkenne.

Lange weiß Ellewibel nicht, ob sie an Land gehen soll. Immerhin hatte sie ihren Vater dazu gedrängt, Olta-me bei seiner diesjährigen Reise nicht auszulassen. Und wie wäre es erst für sie gewesen, wenn sie auf ihres Vaters Handelsschiff zu einer Zeit angelandet wäre, da Bragis Schicksal noch ungewiß war? Zweifellos hätte auf ihr Nachfragen die trauernde Asbirg unter Tränen geantwortet, daß ihr Sohn verschwunden sey: Dann wäre Ellewibel innerlich zerbrochen und niemals wiedergekommen. Und Bragi seinerseits hätte nie den Grund erfahren.

Doch in diesem Kosmos begegnen sich beide erneut – zu einer Zeit, da die Sehnsucht füreinander am größten ist. Ellewibel kommt aus einer mit Menschen überfüllten Welt; sie sehnt sich nach Einzelpersonen an abgelegenen Orten – so einem wie in diesem Augenblick. Bei Bragi verhält es sich genau umgekehrt: Ihn interessiert die tobende Welt. Und

Ellewibel, deren Auftreten die Stillung einer Sucht bedeutet, sollte irgendwie ein Teil davon sein.

„Gerne würde ich mich nähern“, beginnt Ellewibel, „und weiß nicht, ob ich darf.“ Bragi starrt ihr mit weit geöffneten Augen ungezügelt entgegen.

„Was scheut Ihr Euch? — Werdet Ihr mir wieder vom Brei nehmen?“

„Nicht, wenn ich dafür etwas anderes erhalte!“ – Mit einem erleichterten Lächeln springt sie heran, geht baren Fußes über das Gras. Bragi richtet sich flugs auf wie eine aufgeschreckte Katze, und verharret nicht weniger ertappt vor ihr. Nun stehen sie sich verlegen gegenüber.

Der Weltgeschehen Ironie diktiert dieses Bild: Beide, deren Gedanken umeinander spielen, wie zwei kindliche Spielgefährten nicht voneinander lassen können, wissen nicht mehr ihre Namen, ihre Sprache, ihr Ansinnen. Glücklicherweise übernimmt Mutter Natur die Führung und tut, was längst überfällig war: Der Wind stößt auf, so stürmisch hustend, daß eine Böe die beiden zwei Schritt aneinanderdrückt. Gleichzeitig wirft es Ellewibels Schürze in die Luft, vor ihr Gesicht, daß sie lachend danach greift und sie entlang ihres Schoßes glattstreicht. Wie das getan ist, bemerkt sie, daß ihre Hände in den seinen liegen. Gleichwohl zeigt Bragis Gesicht dieselbe eigenartige Gleichgültigkeit, die er bei ihrer ersten Begegnung bereits meisterhaft vorgeführt hatte. Es ist das Gesicht eines Menschen, der zwei, vielleicht drei Tage nicht erholsam geschlafen hatte; dessen leere, halb verdeckte Augen nicht wissen, ob sie schlafen oder wachen sollen.

„Das Dorf spricht“, bekennt Ellewibel, die sein körperliches Entgegenkommen mit klopfendem Herzen und zuge-

schnürter Kehle durchaus schätzt.

„Was sagt das Dorf darüber, was mir widerfahren ist?“

„Es tratscht. Doch ist es nicht genug, um sich darüber eine Meinung zu bilden. Und Ehre fehlt dem, der heute urteilen will.“ – Sie löst ihre Hände und legt sie ihm beidseitig ans Gesicht: „Aber was sie sagen, zeugt von keinem Verständnis, und keinem Gefühl von Wahrheit.“

„Und diese Wahrheit beliebt Ihr nun von mir zu hören?“ Er wendet sich betrübt ab und setzt sich auf den Boden. Nach kurzem Bedenken läßt sich die junge Frau neben ihm nieder. Wortlos kramt sie in ihrer Schürze aufgenähten Tasche und zieht einen kleinen Holzlöffel hervor.

„Die Dinge, die mir wichtig sind, und an die ich mich schamlos erinnern will, pflege ich behutsam aufzubewahren. Mich verlangt nach dem Jetzt, und nicht der Vergangenheit. Wenn Ihr mir mit einem Nicken zugestehen wollt, daß alles in Ordnung ist, will ich auch diese Geste, mit tausend herzlichen Gedanken, zu mir in die Tasche stecken!“

Bragi betrachtet den Löffel in ihren Händen: „Ein kleines Ding – von solchem Wert?“ bemerkt er jetzt mit heller Stimme, ein Schmunzeln vorgeformt.

„Es soll dir sagen, daß das Gewöhnlichste um dich herum ... von unerkannter Bedeutung sein kann.“

„Eines wohl nicht“, schmunzelt er unablässig.

„Was ist das?“

„Salz. Und Öl. – Ist das nicht Eures Vaters Alle-Tage-Ware?“

„Gewiß. Und auch diesmal hat er seine Fäßchen auf Vorrat dabei. Die Mannschaft schmäht die mit gelber und grauer Banderole gekennzeichnete Ladung bereits als Platzparasit, wie sie sich ausdrückt. Immer wieder haben sie das

Schiff damit zu beladen, mehr als an Fellen, Tuchen und Nägeln – was immer gern genommen wird. Nur die gelben und grauen Banderolen werden nie abgelöst: Es lohnt ja nicht!“

Bragi macht ein erstauntes Gesicht: So nah war er der Wahrheit nie zuvor. Offenbar sind die Insulaner nicht die einzigen die bemerken, daß mit dem Feilbieten von Salz und Öl, jedenfalls hier in der Inselwelt, ebensogut Sonnenlicht und Luft angeboten werden könnten. Es scheint, als steht er kurz davor, ein Jahre schwelendes, banales Geheimnis zu enträtseln. Denn da Wittiko sich sonst als tüchtiger Kaufmann beweist, kann es keine Torheit, es muß Kalkül sein, unverkaufbare Waren immer wieder anzubieten. Nur weshalb? Ein Obsthändler bietet keine faulen Früchte; ein Böttcher keine lecken Fässer, ein Schreiner keine vermoderten Möbel feil! Oder besser noch ist der Vergleich ausgedrückt: Wer einem Waldvolk Holz, einem Wüstenvolk Sand, einem Küstenvolk Fisch darbietet, würde rasch als Verrückter verlacht! Bragi ahnt nicht, daß eine Antwort darauf noch fern ist.

„Interessant ist“, berichtet Ellewibel weiter, „daß Endrich jetzt immer wieder nach Waffen fragt: Ob Vater ihm nicht Kanonen, Spieße und dergleichen für Vieh überlassen wolle.“

„Seltsam. Vieh wird sonst nie zum Tausch angeboten. Es ist uns viel zu kostbar!“ – Da erkennt er, welche Auswirkungen seine Begegnung mit den Piraten nach sich zog.

„Und Euer Vater? Ist er dem Geschäft zugeneigt?“

„Ganz und gar nicht!, soviel habe ich noch mitbekommen, bevor ich in die Hügel ging. Vater tadelte ihn, ob sie nicht wissen, daß ein Zuwachs an todbringenden Waffen die Toten

ebensowenig verhindern werde, wie das Meer sich darum schert, wenn man es mit erhobenem Finger schilt.“

„Gut gesprochen“, kommentiert Bragi, der mit Wittikos Einschätzung übereinstimmt. Denn gab es nicht immer Kriege, einschließlich der Unterstützung fremder Kräfte, seien es nun Söldner oder Waffenhändler? Und wann und wo immer eine Schlacht endet, findet sich brauchbares Kriegsgerät, das entgegen seines ursprünglichen Zweckes verwendet werden kann! Dem Schwert ist zu Recht einerlei, wessen blutdürstende Hand es umgreift!

„Auch wenn unser Schiff einige Piken und Rapiere geladen hat, verweigert Vater den Verkauf. Es ist doch anderes, das ihn umtreibt. Seeungeheuer!“

„Wie bitte?! Seeungeheuer? Wenn das die Fischer hörten, sie würden laut auslachen!“

„Aber ja! Er erfuhr es aus sicherer Quelle! Nun sitzt er da, plant seit Tagen schon eine neue Route für den Rest unserer Reise; glaubt, daß die Gewässer entlang bestimmter Seewege nicht länger sicher seien.“

„Es wäre wohl besser, ihn Sorge die Piratenbrut an *unseren* Küsten!“

„Wie dem auch sey, es soll ein solches Ungeheuer gesehen worden sein, und Vater ist eben sehr gutgläubig.“

„Und wie steht es mit Euch? Bangt Ihr nicht vor Seeungeheuern?“ – Dabei stellt er seine Hände wie Krallen auf. Beide müssen kichern.

„Noch habe ich keines gesehen. Und was ich nicht durch eigenen Anblick kenne, das fürchte ich nicht!“

„Auch mich kennt Ihr jetzt durch eigenen Anblick!“

„Und ich fürchte es nicht. Wie bisher.“

Ihre Stimme flüstert nun, wird schwindend und lieblich.

Ihre Augen tun es gleich – sie strahlen mit einer hingebungsvollen Kraft, die Bragi verrückt machen würde, wenn er nicht immer wieder nach Luft schnappte und all die anderen aufregenden Einzelheiten an ihr beachte: Die Bluse, unter der sich aufgrund ihrer sitzenden Haltung ihre Jugendlichkeit abformt; die nackten Beine, die das bis zu den Knien aufgerückte Kleid preisgeben; die um die Hüfte geknotete Schärpe, die ihn wie eine Einladung zum Umgreifen anspricht. Für alles Weitere oberhalb des Halses fehlen ihm ohnehin die Worte, also will ich, Ottokar, es versuchen, auch, wenn ich dem Zuhörer die Geschehnisse als Märchen vortrage und allerlei Erinnerungslücken mit Fantasie ausfülle:

Wie ein nicht endender Hautschirm waren ihm Hals und Kinn, denn er kommt beim Besehen mit seinen Augen nicht vorwärts. Sie weilen an der schlanken Kehle, auf die er küssen will; sie weilen auf der filigranen Kette mit Bernstein-Anhängern – einem wunderbar schimmerndem Material, das ihm seinerzeit unbekannt ist. Eine Ewigkeit darauf schmachtet er bar des leicht geöffneten Mundes, die Zähne angedeutet, die Zunge verborgen. Weshalb ist er davon so gebannt?

Hatte er nicht Dutzende Male die Münder seiner Familie und Nachbarn gesehen und gehört? Essen ging hinein, zuweilen wieder hinaus; frivole Plapperei, Heuchelei, Arbeitsanweisungen, Flüche, Genesungswünsche, Wetterprognosen – all das vermochten jene Münder auf ihre Art zu tun. Und sahen sie nicht auch reichlich unterschiedlich aus, von Alter und Geschlecht bestimmt? Bei einem der Fischer fehlte sogar ein Stück Oberlippe, seitdem ein totgeglaubter Fisch zugeschnappt hatte. Wie kam es dann, daß er bei Elle-



wibel so abweichend fühlte? Es bangt ihn sogar, auch nur eine Handbreit näherzukommen, aus Angst, er habe keine Kontrolle über die darauffolgende Tat! Also weicht er besser eine Handbreit zurück – und tut doch falsch darin.

Denn nun erschaut er, aufgrund der erweiterten Perspektive, ihr Antlitz im Gesamten. Ein Esel hätte ihm mit beiden Hufen in den Magen treten können – er hätte sich nicht anders niedergeschmettert gefühlt. Beinahe ..., beinahe hätte er sie in seiner direkten Art gefragt, wie man nur so hübsch sein kann.

An einen Dämonengott müßte er schon geglaubt haben, um sich beschriebener Kraft ihrer Betörung namentlich zu erwehren. An dieser Stelle mag wohl Ellewibels Beschreibung Genüge getan sein; man soll nur wissen, daß sie Bragi, ganz unverschuldet, zu blenden vermochte.

Trotz allem verharret sie demütig an seiner Seite. Und solange sie bemerkte, wie er sich ihr, geradezu unbeholfen, hingeben will, so tut die Natur eine eigenartige Magie zu entfalten, nämlich, die junge Ellewibel anzustiften, umso begehrenswerter zu atmen und zu blicken, als hätten zwei zuvor getrennte Naturkräfte wieder zueinandergefunden. In der romantischen Sprache der Seeleute mochte man es so formulieren: Wind und Meer, dereinst getrennt; der Wind auf endloser Reise um die Welt, gestaltenlos und ohne Wirkung, unsichtbar für jeden Zweifler und taub. Das Meer nicht minder einsam: In der Tiefe trüb und geheimnisvoll, an der Oberfläche ein glattes, wenig bemerkenswertes Wesen, das nicht höher kann und nicht tiefer will; das ist wie es ist. Heute vermag sich niemand mehr Wind und Wasser getrennt vorstellen; die Gelehrten behaupten sogar, sie bedingen einander ihre Existenz! Für die einfachen Seeleute

jedoch gibt es nur eine Wahrheit zu wissen: Beide gehören zusammen, sonst rückt das Weltbild aus den Fugen! Sonst wären Sonne und Mond vertauscht, die Berge wären Täler, die Flüsse Straßen, die Felsen eßbar, oder was man sonst an dummen Worten finden kann.

\*\*\*

Als Bragi erwacht, ist er allein. Die Dunkelheit ist um ihn, so als habe man ihm die Augen verbunden. Zuletzt, erinnert er sich, war er mit dem Kopf in ihrem Schoß eingeschlafen. Wie es zu dieser besonderen, ungewöhnlich innigen Handlung kam, kann er später nicht mehr sagen.

Und auch die Bedeutung ihrer gemeinsamen Begegnung bleibt rätselhaft: Liebt sie ihn? Aber weshalb ging sie dann fort und ließ ihn zurück? Viel wichtiger ist zu wissen: Liebt auch er sie in dem Sinne, wie es ein Liebender tut? Er *begehrt* sie – gewiß –; er schmachtet in ihrer Nähe. Aber *liebt* er sie wahrhaftig? Oder möglicherweise nur das, was sie verkörpert? Wenn er es doch nur wüßte! Dabei scheint, daß er darauf nur dann eine unmißverständliche Antwort finden kann, wenn er bei ihr weilt.

So tritt er zerknirscht und mit auf die Seele gebrannten Fragen zurück ins Dorf. Noch immer sind einige Hütten hell erleuchtet, doch ist es ruhig. Vor Endrichs Haus sind Fackeln aufgestellt; Wittikos Wachen, Träger und Bedienstete wärmen sich um die Feuerschalen vor ihren Zelten und sprechen mit gleichmütiger Zunge. Wortlos schleicht er in Endrichs große Stube, die wie beim letzten Mal festlich geschmückt worden ist. An der Leere des Raums, dem Unrat auf den Tischen, den umgestoßenen, besudelten Bechern

kann er auf die fortgeschrittene Nacht schließen; die meisten Gäste sich zur Ruhe gelegt haben. Genau genommen ist es so: Bragi, der schon eine Weile mißmutig und alleine an einem Tisch gesessen und nach einem sauberen Becher gesucht hatte, schreckt aus seiner Schläfrigkeit wieder auf und erkennt, daß mit ihm nur noch ein einziger Gast da ist – der Hauptgast.

Aus unbekannter Tapferkeit heraus entscheidet er sich, auf Wittiko zuzugehen und seine Gesellschaft zu suchen. Dabei ist dieser unverkennbar beschäftigt und vertieft über Seekarten, die er auf dem Tisch ausgebreitet, mit Obst, Tellern, einer großen Kerze, sogar einer Dolchscheide beschwert hatte. Zunächst bemerkt er Bragi nicht. Doch als sie sich ansehen, findet seine Erinnerung zurück.

„Du bist es!“ fährt er an, mehr von Sinnen müde denn bewußt.

„Diese Form der Begrüßung scheint in der Familie zu liegen“, murmelt Bragi sich zu.

Was Bragi zunächst nicht weiß: Das meinte Wittiko gar nicht. In seinen Augen ist er ein junger Einheimischer und entgegen aller Erwartung merkt sich der alte, müde Händler trotz zahlreicher Besuche immer nur die wichtigsten Gesichter. Bragi gehört nicht dazu.

Ganz seiner Berufung folgend, will Wittiko aber auch keine Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen – ohnehin begrüßt er die Zerstreuung. So ist er sich nicht zu schade, mit einer übervorteilenden Verbeugung in seine am Boden stehenden Kisten zu greifen und einen kleinen Krug auf den Tisch zu stellen. Er setzt den tönernen Deckel ab und rieselt etwas des Inhalts auf die ausliegenden Karten. Es sind feine Salzkristalle.

„Salz?“ erstaunt Bragi ungeschönt und rollt enttäuscht die Augen, da er nicht begreifen kann, welche Art Mensch ihm mitten in der Nacht schnödes Salz zum Erwerb anbieten will.

„Es stammt aus den Tiefen des Mago-Schlunds, wo die Bergmänner schon seit Ewigkeiten dieses kostbare Gewürz abbauen!“ – Bragi sieht ihn mißmutig, geradezu mit spot- tend aufgestellten Augenbrauen an. „So etwas Feines habt ihr doch hier nicht, richtig?!“

„Salz aus dem Berg? Gewiß, *solches* Salz haben wir hier nicht.“ – Es ist, als würde der Händler gewollt verdrängen, was ihm so oft schon unterbreitet worden war; oder er täuschte sein Gegenüber absichtlich, auf seine Einfältigkeit oder Gier hoffend, um das Geschäft unbedingt abzuschließen. Wie auch immer, Bragi sieht ihm seinen Zwang nicht nach; wichtig ist nur, daß er sich auf keinen Handschlag mit dieser besessenen Gestalt einließe. Wenn der Mann doch nur wüßte, daß Bragi seine Tochter liebt! *Das* lag Bragi am Herzen – kein Krug mit Salz!

Dabei vergißt Bragi, daß ihn dieser Umstand erst recht in Schwierigkeiten hätte bringen können. Denn in diesem Augenblick – allein mit diesem Mann, in nächtlicher Ruhe, die Gemüter durch Ermattung offen für jede Form eines waghalsigen Versprechens oder Kompromisses – ergibt sich die Chance, die er sich Jahre lang gewünscht hatte: Wittiko, der wiederkehrende Händler, war ihm so etwas wie der personifizierte Ausweg. Gelänge es ihm ihn umzustimmen, könnte er morgen schon mit ihm davonreisen! Nur, was bedeutete Ellewibel, seine wohlbehütete Tochter, in dieser Gleichung? Wenn er sie erwähnte, gar als Druckmittel nannte, könnte er beides verlieren: Ihre Liebe und die Mitfahrgelegenheit

auf ihres Vaters Schiff.

Sein Dilemma gewinnt an Zuwachs, denn durch das Folgende soll es doch zu einer unerwarteten Vereinbarung kommen.

Gerade schiebt Bragi das tönernerne Krüglehen verdrießlich beiseite, sich überlegend, mit welchen freundlich geheuchelten Worten er Wittikos Angebot ablehnen soll; da fällt sein Blick auf die Umrisse der mit schwarzer Tinte ausschraffierten Inseln auf des Händlers Seekarte. Es sind so einige Eilande darauf vermerkt, viel mehr noch, als ihm bekannt sind. Seltsamerweise interessiert ihn die Kunstfertigkeit der handgemalten Karte mehr als die reine Information. Da er die Inselgruppe um Olta-me sofort erkennt, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, den Abstand und die Größe aller anderen eingezeichneten Inseln abzuschätzen. Manche – die größeren – sind sogar beschriftet, andere mit einer punktierten Linie lediglich angedeutet. Das ist es, was ihn fasziniert: Mit welchen Mitteln sich im Rahmen der Kartographie Kenntnisse festhalten lassen. Schließlich bekommt er nicht jeden Tag Tinte auf Pergament zu Gesicht!

In seiner Weltanschauung besteht der Kosmos aus seiner Heimatinsel, umgeben von drei anderen. Um sie herum ... gibt nur Gerüchte. Selbst das *Prinn* genannte Festland, von dem Sif ihm mit einer eigenartig romantischen Ehrfurcht vorgeschwärmt hatte, konnte eine Lüge sein. Glaubt man, was man hört? Oder muß man es mit eigenen Augen sehen, um es Wirklichkeit werden zu lassen? Die Erziehung sowie persönliche Erfahrungen entscheiden darüber. Jedenfalls bedeutete der Anblick der einen Seekarte ihm dergestalt eine Erweiterung „seines Kosmos“, als habe jemand am Ende seines Lebens, Augenblicke vor seinem Ableben, erfahren,

daß sich seine Nase abnehmen lassen und ein Klumpen Kohle darunter verbergen würde! Es braucht Mut für derart einschneidende Erkenntnisse; sie anzunehmen und mit dem eigenen Ideal begründbar zu vereinen.

Ob die Seekarte nun stimmte oder frei erfunden war – es gibt darauf eine Formation, die er schon einmal gesehen hatte. Mit geöffnetem Mund begafft er die Gruppe aus zwei langgestreckten Inseln, zwischen denen eine dreikantig geformte Insel ruht. Sie ähnelt mit jenem Teil der Tätowierung, die er am Leib des angespülten Leichnams wahrgenommen hatte – allein die Raute fehlt der Zeichnung der Seekarte. Dorthin setzt er einen Finger.

Sowie Wittiko gegen das Berühren seines kostbaren Eigentums protestiert, klärt ihn Bragi unverzüglich und umfassend über seine Entdeckung am Strand auf. Nun soll ihm sein Finger möglichst genau die Stelle zeigen, und wo er den Schlüssel habe, fragt er ganz unbeherrscht, nunmehr hellwach in seinen gierigen, wertenden Belangen.

Doch Bragi handelt klug und läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. Ihm geht es gar nicht um die eigentliche Bedeutung seines Fundes: Beiden Anwesenden ist bewußt, daß die mit einer Raute gekennzeichnete Stelle nur auf etwas Kostbares, Verborgenes, Geheimnisvolles hindeuten kann, und der Schlüssel, nun ja, *der Schlüssel* dazu sey. Es geht also um einen Schatz oder etwas Gleichwertiges.

Bragi will davon allerdings nichts wissen, nicht einmal den Namen der bezeichneten Insel, ob sie bewohnt oder verlassen sey. Da er es ohne ein Schiff kaum lebend zur Nachbarinsel gebracht hatte, ist ihm die Suche nach einem vergrabenen Schatz im Inselreich ebenso fremd wie das Aussehen bestimmter Früchte, Pflanzen und Tiere des Primm-

Landes, die es auf Olta-me schlichtweg nicht zu finden gibt. Bragi interessiert sich für den bloßen Wert der Information – und ob sie ausreiche, ihn, zusammen mit dem ausgehändigten Schlüssel, von hier fortzubringen. Sollte Wittiko doch dem Schatz nachgehen!, denkt sich der von Hoffnung erfüllte Jüngling, solange er vorher auf dem Festland abgesetzt würde!

Wittiko seinerseits hält sich kaum darin zurück zu zeigen, wie sehr er den Schlüssel in den Händen halten will. Noch zwei weitere Male muß Bragi ihm die Geschichte vom angespülten Toten erzählen, und mit Ablauf der Nacht ist das Geschäft beschlossen.

## 9 Mein Kohl, mein Fisch, und der Zwang dich zu leiden

**W**ittiko konnte es gar nicht genug eilen, seine herumliegenden Dinge in die Reisekiste zu werfen und noch vor Tagesanbruch am Steg der Insel auf Bragi zu warten, der versprochen hatte, dort mit dem Schlüssel zu erscheinen. Bragi seinerseits stellte die Bedingung derartig früh aufzubrechen, um von niemandem Abschied nehmen zu müssen. Dies hatte er einmal schon – bei seiner Floßreise zur Nachbarinsel – über sich ergehen lassen; und diesmal fühlt er, daß der Schmerz des Abschieds höchst einseitig sein dürfte. Mehr noch, er muß sich zwingen einzureden, nicht länger zum Clan zu gehören, und das ist reichlich seltsam genug. Jedwede Diskussion mit Familie und Nachbarn hätte diesbezüglich alte Wunden aufgerissen, und er

ist sicher: Die Kürze eines Schwerthiebes ist nicht allein für den Hingerichteten das Erbärmlichste.

Es mag verwundern, daß auch der Händler angesichts der bevorstehenden Schatzsuche alle Manieren und Höflichkeiten vergaß. Hatte er nicht seiner Tochter beigebracht, daß das Wichtigste dem Kunden gegenüber Begrüßung und Abschied seien?; Abschied insbesondere, um dem Kundenkreis den Eindruck des baldigen Gebrauchtwerdens zu hinterlassen? Das alles war nun dahin, und wir wissen heute um die bemerkenswerte Tragik, denn es sollte sein letzter Besuch auf Olta-me sein.

Inzwischen war Bragi zu jenem Krüppelbaum geeilt, an dessen Ast er die für unnütz gehaltene Schlüsselkette aufgehängt hatte. Bei dieser Gelegenheit nahm er einen Tausch vor: Sowie er den Schlüssel an sich brachte, legte er seine eigene Bronzekette, das Symbol seiner Clanzugehörigkeit, ab. Und wie nun seine Kette im Wind gegen das bereits eingewachsene Relikt klirrte, frug er sich, ob dessen Besitzer es genauso ergangen war: Stürzte sich derjenige vielleicht gar niemals an jener Stelle in den Tod? Vielleicht hatte auch er seiner begrenzten Heimat den Rücken gekehrt, um in die Welt zu ziehen? Vielleicht würde dieses schicksalhafte Treiben von kommenden Generationen fortgesetzt, die alsbald auf das Schirren beider Metalle aufmerksam werden – und ihre Fantasie dazu gebrauchen, sich den Lebensweg ihrer ehemaligen Träger vorzustellen? Wie dem auch sey; Bragi erschien der Austausch gerecht.

Als er den Steg erreicht, ist zur Losfahrt alles bereit. Um Aufmerksamkeit zu vermeiden, erhellt nur eine einzige Laterne die Schaluppe, in der Wittiko und einige seiner Begleiter warten. Offenbar war es der gesamten Gefolgschaft



gelingen, unbehelligt ihre Lager zu verlassen und einzuschiffen. Bragi stellt sich vor, daß dies möglicherweise unter Zurücklassung von sperrigen Gegenständen gelungen war, und bewundert Wittiko für seine rücksichtslose Entschlossenheit, die die Verheißung auf einen namenlosen Schatz wuchern ließ.

Betont lautlos sollen die Ruderer ansetzen, und man stiehlt sich in der morgendlichen Dunkelheit davon wie ein Beutelschneider. Bragi soll dieser Teil seiner Reise gleichgültig sein – denn er sieht seine Zukunft vor, nicht hinter sich. Als kleineres Übel bedenkt er mit Sorge, wie Ellewibel, die auf dem großen Handelsschiff sein mußte, seine unerwartete Ankunft und Mitreise auffassen werde. Was ihm als Wunsch liegt, muß ihr Begehren noch lange nicht sein! Was, wenn sie sich bedrängt fühlt?; wenn sie seine Zuneigung nur dann und ernsthaft suchte, solange sie bei einer unbestimmten Gelegenheit ihren Vater zu den Inseln begleitete? Doch wiegt diese Form der unbegründeten Sorge mehr als die Zuversicht, nach so vielen Jahren endlich ein hochseetaugliches Schiff betreten zu können?

Noch vor Erreichen des Schiffsrumpfes ruft der Händler dem an Deck stehenden und über die verfrühte Rückkehr verwunderten Kapitän die Anweisung zum Aufsegeln zu. Mit großen Sätzen und vom Alter sichtlich unbeschwert springt Wittiko an Deck und verschwindet mit dem über-rumpelten Kapitän in dessen Kajüte, einige Seekarten unter dem Arm. Derweil verläßt man die Ladung, vertäut das Beiboot und weist Bragi eine Ecke an, wo er würde sitzen können.

Jetzt regt sich alles wie ein organisches Wesen, das gerade noch geschlafen hatte, nun erwachte. Etwa vier Dutzend

Männer gehen auf und ab, die Segel auszurichten und das Steuer einzuschlagen. Bragi versteht von all den Handgriffen und der den Seeleuten gebräuchlichen Sprache zu wenig, um sie richtig wiedergeben zu können. Es bleibt, was ist: Ein ordentlicher Wind frischt auf, und kurz darauf fahren sie Richtung Südost.

\*\*\*

Einen Tag und eine Nacht sind sie schon unterwegs, da bleiben Bragi und die anderen einander fern. Am Bug des Schiffes gibt es einen windgeschützten Ausläufer, wo normalerweise ein Geschütz gestanden hätte; da hockt er und verweilt. Seine heimatlichen Inseln sind am Horizont derweil so sehr verblaßt, daß man sie von entfernten Wellengraten nicht mehr unterscheiden kann. Um sie herum – die endlose See, in keiner Richtung sichtbares Land. Er ist der Stätte seiner Geburt so fern wie nie zuvor.

Der Gast erhält zu Essen und eine Decke. Gespannt wartet er darauf, was sich als nächstes ereignen wird. Denn etwas Unerklärliches geht unter Deck vor. Unentwegt hatte er seine Augen aufs Hinterdeck gerichtet, wo die Ladeluken, Türen und sonstigen Durchgänge zum Unterdeck und den Quartieren zu finden sind. Weder Wittiko noch der Kapitän, noch nicht einmal Ellewibel hatten sich seitdem gezeigt. Und Bragi seinerseits drängte nicht darauf. In den Augen der Mannschaft, die jedes Gespräch zum Preis eines mißmutigen Gesichts zu vermeiden wußte, war er wohl nur ein unbedeutender Passagier.

Und der Passagier kann nicht ahnen, daß er benutzt wird; daß die an ihm verübte Täuschung damit begann, indem

Wittiko dem Kapitän gegenüber weder den Schatz noch den Schlüssel erwähnte; daß er seine Tochter Ellewibel weinend und zurückgezogen in ihrer Kammer angetroffen und der Jammervollen nichts von ihrem Geliebten an Deck erzählt hatte – falls sie überhaupt bemerkte, daß sie nicht nur vorzeitig, sondern auch in fremde Gewässer aufgebrochen waren. Das Bragi eigene, besonnene Wesen erlaubte ihm, die Welt ohne Hintergedanken oder Vorsatz wahrzunehmen.

Schließlich muß geschehen, was Wittiko trotz Selbstsucht erwartet hatte: Unter Deck: lauter Tumult, hauptsächlich Flüche. Sie klingen selbst für Bragi, der die Mannschaft nicht kennt, aufgestaut und endgültig. Die ersten Männer kriechen an Deck, scheuchen den Rest auf. Bragi gerät in Anspannung, stellt sich instinktiv auf einen Kampf ein. Und dann geht es erst richtig los. Die aufgebrachte Mannschaft versammelt sich unter der Sonne, verlangt im Chor vom Ersten Maat Ansa ein Gespräch mit dem Kapitän. Der verblüffte Mann kommt mit diesem und Wittiko an Deck zurück. Dann beginnt die große Diskussion, die Bragi aus sicherer Entfernung verfolgt.

Derjenige, der als erster seiner Wut Luft verschafft hatte, kommt ohne Umschweife zum Thema: Er verlangt zu wissen, wo die Fässer mit Trinkwasser seien, die man mit dem letzten Beiboot von Olta-me an Bord genommen zu haben glaubte. Bragi erinnert sich: Er hatte zwischen zahlreichen Fäßchen gegessen, alle sorgfältig versiegelt, aber unbeschriftet. Nun ließen sich unter Deck nur noch Behälter mit Salz und Öl finden, eben jenen Gütern, durch die unter der Mannschaft ohnehin Unmut schwelt. Es ist nämlich so, daß sich die Fäßchen mit Trinkwasser und jene mit Salz und Öl äußerlich nicht unterschieden, letztere aber

üblicherweise mit einer farbigen Banderole gekennzeichnet werden. Bald soll sich klären, was es mit der Irreführung auf sich hat.

Dem sprachlosen (da ahnungslosen) Schiffsvorsteher eilt sogleich der Händler zu Hilfe, der mit einem aufgesetzten Gesicht und wohlten Worten Beweis gegen sich selbst ablegt, daß ihn all das wenig überrascht. Das bemerken auch die Seeleute. Der Rebellionsführer erinnert seine Gleichgesinnten daran, daß der Frischwasservorrat aufgebraucht sey. Die Ersten rufen den Kapitän zu auszusagen, wohin der derzeitige Kurs sie führe; der Erste Maat verlangt von ihnen Disziplin.

Bragi ahnt, worin das enden kann. Einmal schon hatte er eine wochenlange Dürre miterlebt: Die Quelle von Olta me versiegte; die Vorratsbehälter waren geleert; die Speisen wurden streng rationiert. Eine geradezu abstoßende Unzufriedenheit verbreitete sich damals wie ein Nebel über die Insel. Die Arbeit kam zu Erliegen; man redete nicht länger miteinander. Ein falsches Wort wäre damals wie der sprichwörtliche Funken zum Pulverfaß gewesen.

„Ja, ich gebe es zu!“ bekennt Wittiko kurz vor der Eskalation und mischt sich offenarmig unter die Menge: „Ich habe unseren Aufbruch mit gutem Grund etwas vorgezogen – die Frischwasser-Fäßchen zurückgelassen, deren Verladung uns die Heimlichkeit gekostet hätten.“

„Welcher gute Grund rechtfertigt, auf Frischwasser für eine Seereise zu verzichten?“ ruft einer der Männer ungehalten dazwischen, und ein anderer: „Das ist Täuschung! Verrat! Wir haben das Frischwasser ja nicht einfach zurückgelassen! An deren Stelle haben wir Fäßchen geladen! Irgendetwas haben wir ja mitgenommen!“

„Ja! Salz! Seht!“ – Einer der Seeleute hält ein aufgeschlagenes Faß in die Höhe. Es hat keine farbige Banderole, hätte also nach Verladevorschrift Frischwasser sein müssen. Er entleert das Faß auf Deck und trampelt darauf herum. Da mußte Wittiko eingestehen, das Abschneiden der Bändchen sey der schnellste Weg gewesen, diese vermaledeite Insel zu verlassen. Bragi nimmt ihm den Ausdruck nicht gram. Aber Wittiko muß nun etwas mehr über seine Absichten verraten, wenn er nicht kielgeholt werden wollte. Selbst der Kapitän sieht ihn nun mit verständnislosen, zornigen Augen an; will seinen Freund aber die Gelegenheit für eine Erklärung einräumen.

„Meine Freunde“, beginnt er selbstsicher, als sehe er sich im Verkaufsgespräch: „Wir sind ausgezogen, einen großartigen Schatz zu bergen!“ – Bragi fürchtet die sich anbahnende Unvernunft, denn niemand kann wissen, wessen Schloß sein Schlüssel öffnen würde. Solch einem wankelmütigen Menschenschlag etwas von Schätzen zu versprechen, ist bestenfalls waghalsig!

„Ein Schatz?!“ geht es mit einheitlicher Skepsis durch die Reihen. Weder Wittiko noch Bragi können wissen, daß so etwas wie juwelengefüllte Truhen nicht existieren; daß sie lediglich Bausteine der Fantasie von Legendenerzählern seien; und daß die Seeleute, die Offiziere eingeschlossen, um diesen unerfüllbaren Mystizismus besser Bescheid wissen. Keiner von denen würde sich von vollmundigen Worten verführen lassen. Die rauhe, ungeschönte Wahrheit des Lebens auf See widerspricht jeder eifrigen Verheißung; und die jahrelange Übung durch Besuche der in den Häfen ansässigen Kneipen und Bordelle haben die Männer abgestumpft gegen jede Form der verbalen Übertreibung.

Und so bleibt es bei der bestehenden Frage, die mehr als alles andere drängt; im wahren Wortsinne „dürstet“: Was steckt dahinter, die Mannschaft um ihr Trinkwasser zu betrügen? Vor allem: Hätte es geschadet, ein paar Tage mit der Schatzsuche zu warten, jedenfalls solange, bis ausreichend Proviant verladen ist? Vielleicht wäre man für eine Schatzsuche im allgemeinen dann sogar empfänglicher gewesen?

Wittiko erkennt die Bedrängnis: „Zeig’ her den Schlüssel! Rasch!“ ruft er Bragi entgegen, der sich angesichts der nahenden Truppe erschrocken aufrichtet. In seiner Not überreicht er die verhängnisvolle Kette, und hält sich dann zurück.

„Seht doch! Dieser Schlüssel . . .“ – Hoch streckt er ihn, doch das Staunen währt kurz. Der Kapitän, die Augen voller Gier, versteht endlich den ihm angewiesenen Kurs. Noch bevor er fürsprechen kann, schneidet ihm Ansa, der Erste Maat, von hinten die Kehle durch. Wittiko und Bragi weichen entsetzt zurück, ihrerseits verstehend, daß diese Mannschaft von anderen Idealen als der nächstbesten Schatzsuche getrieben ist. Anders als im normalen Leben hat hier die Überzeugung das Handeln diktiert, nicht die Angst. Vielleicht gäerte an Bord auch eine ältere Fehde, die der unbeherrschten Kaltblütigkeit des Ersten Offiziers heute Gelegenheit gab, das Schiff unter seinem Kommando zu übernehmen. Wie auch immer, es bedeutete, daß Wittikos Wort kein Gewicht mehr haben sollte.

„Bringt die Frau an Deck!“ fordert Ansa, dessen Befehl drei Männer folgen. Dann endlich tritt Ellewibel, schön wie in Bragis Erinnerung, unter die Sonne. Man zerrt sie an beiden Armen und entläßt sie dann in ihres Vaters Obhut; auch

Bragi ist mittlerweile umstellt, wenn auch nicht unmittelbar bedroht.

Ellewibels scharfe Augen erkennen sogleich Bragi, der in einiger Entfernung, am anderen Ende des Schiffes, festgesetzt worden ist. Selbst auf diese Distanz kann er sehen, wie überrascht, wie unwissend die Kaufmannstochter dem Geschehen gegenübersteht. Und es tut ihm leid, daß seine, ja, *seine* Selbstsucht sie in diese Lage gebracht hatte.

Dagegen war es die Selbstsucht des Händlers, die die Mannschaft übereinstimmend erboste. Nach deren Auffassung hatte er für einen unwirklichen Schatz ihr aller Leben gefährdet. Und sein verhaßtes Salz und Öl waren es gewesen, die alles nur noch schlimmer machten.

Bis zum Ende des Tages hatte man einen anderen Kurs eingeschlagen, während die Gefangenen, voneinander getrennt, an Deck verblieben.

Beim ersten Sonnenlicht kommt eine Insel in Sicht, karg und abgelegen; man kennt bis heute ihren Namen nicht.

Die Gefangenen werden nebeneinander aufgestellt, in ihrer Angst zum Schweigen verdammt. Kurzerhand nimmt Anas dem Reichen die Schlüsselkette ab und erdrosselt ihn damit vor den Augen seiner Tochter. Die schreit und zetert, als ihres Vaters Körper mitsamt seinem kostbar geglaubten Schlüssel über Bord getreten wird, und mit ihm Dutzende Fäßchen mit Salz und Öl. Für die Mannschaft schließt sich damit ein langes Kapitel, dessen dunkle Seiten wir heute unerzählt lassen wollen. Nun stellt sich die unbequeme Frage nach den anderen beiden Gefangenen.

Ellewibel darf zu Recht fürchten, der männlichen Roheit – gegenüber einer einzelnen, schutzlosen Frau – zum Opfer zu fallen. So ergreift sie die Initiative und springt in ihrer Not

ins Wasser, bevor die Fäßchen, an denen sie sich festhalten will, zu weit abgetrieben seien.

Bragi hat alles mit angesehen: Nun muß er entscheiden, ob er bei Ellewibel, dem Tod versprochen, bleiben, oder seine Reise in eine große Welt fortsetzen will. Bragi gegenüber verhält man sich bislang zurückhaltend, denn man sieht ihn wohl als ein weiteres Opfer der Despotie des Reichen. Für ihn gibt es keinen Zweifel, daß man ihn weiterhin an Bord dulden würde – wenn er es nur wollte. Bevor der Gedanke in allzu beklagenswerter Gewißheit zu Ende gedacht worden ist, schwimmt er bereits seiner Liebsten hinterher, an einem Fäßchen mit Salz – oder Öl? – festgeklammert.

\*\*\*

Eine günstige Strömung treibt die Überlebenden und Trümmer auf die nah gelegene Inselküste zu. Ellewibel, im Vorgang des Schwimmens, zumal in einem weiten Kleid, offenkundig ungeübt, müht sich gegen die Wellen, währenddessen Bragi, unerwartet von Heldenmut beseelt, zu ihr aufschließt und bald unter die Arme greifen kann. Nach einigen Stunden fallen sie mit der Brandung an der unbewohnten Insel Strand.

Sie ringen um Luft und massieren die verkrampften Glieder; sie ruhen und trocknen einige Schritte vom Ufer entfernt bis in die Dämmerung, zu der merkwürdige, heulende Tierrufe aus dem undurchdringlichen Unterholz dringen. Am Ende dieser ersten Nacht sitzen sie frierend und hungrig, seit dem Überbordgehen kein Wort miteinander gewechselt, in den Büschen; von dem Schiff mit der meuternden Mannschaft keine Spur.



Bragi, der ein Auge für unscheinbare Eilande hatte, erkennt aus ihrem derzeitigen Blickwinkel auch sonst keinen Ort, den man hätte erreichen können. Diese namenlose Insel, außergewöhnlich dicht bewaldet, schüchtert selbst Bragi ein, der sein ganzes Leben auf engen, abgelegenen Flecken verbracht hatte.

Im Laufe des Tages zieht Bragi alle im flachen Wasser treibenden Fässer an Land, die wenigsten davon sind aufgebrochen und ausgespült worden. Er stapelt sie, zweiunddreißig in der Zahl, behutsam zu einer ringförmigen Mauer auf, was ihnen fortan als windgeschütztes Lager dienen soll. Ellewibel, ihren Bragi noch immer nicht mit Worten begrüßt, entledigt sich angesichts der Deckung sogleich ihrer nassen Oberkleider und hängt sie auf.

Derweil macht Bragi eine grausige Entdeckung: Wittikos Körper wurde ebenfalls angetrieben. Auf dem Trockenen bedeckt er ihn rasch mit Sand, nachdem er, mit seiner Tochter Einverständnis, dessen Taschen geleert hatte. Wieder muß er einer Leiche dieselbe Schlüsselkette abnehmen.

„Ei der Daus! Die Blattern soll er bekommen!“ platzt Ellewibel plötzlich heraus, wie vom Blitz getroffen, nachdem sie eine Weile still neben seinem Grab gesessen und mit dem Beutelchen voller Münzen gespielt, das sie ihm, sozusagen als Erbe, abgenommen hatte. Gleich einer Furie springt sie auf, stampft, tritt Steine und Fässer mit ganzem Haß und schaut grimmig gegen das arglose Meer.

Bragi hatte diese Entladung erwartet; eigentlich wundert er sich, daß sie nicht schon viel eher ihrer Wut Luft gemacht hatte. Und kann man es ihr verdenken? Von Heute auf Morgen ruinierte der Tote ihr Leben; die geschundene Kleidung, die zerzausten Haare, die blutigen Abschürfungen an den

Beinen, Hunger, Durst, Ermattung, Hoffnungslosigkeit. All das waren nur Facetten einer viel umfanglicheren Schicksalswende in ihrem jungen Leben. Wenn sie ihre Strandung überhaupt dauerhaft überleben würden, dann wäre ihre Zukunft so verschieden wie die Larve zum Käfer verschieden ist. Wobei dieser Vergleich sich an die Wirklichkeit anlehnt: Als wohlhabende Kaufmannstochter hatte sie gewiß gelebt wie die sich sattfressende Larve. Nun war es an der Zeit, die Flügel auszustrecken und davonzufiegen; etwas zu riskieren – sprichwörtlich sozusagen „mit der Wurst nach der Speckseite zu werfen“.

Bragi, dem armen Hund, ging es ja nicht anders! Man versetze sich in seine Lage! Gerade noch auf der lang ersehnten Mitfahrt in die Weite Prinms – und nun sitzt er abermals auf einer Insel fest! Im Moment ist es ihm beschwerlich, seiner neuen Lage etwas Gutes abzugewinnen, nur weil Ellewibel bei ihm ist. Da setzen sie sich in ihrer Wut und Enttäuschung zusammen und reichen einander wortlos die Hände.

Woran, frage ich, erkennen zwei Liebende, daß sie einander den rechten Partner gewählt haben? Daß es ehrlich und ernst ist, in Einfältigkeit überzeugt davon zu sprechen, daß man niemals wieder einen anderen lieben werde? – Nun, ich glaube, es haben weder Körper noch das Gesicht, das Lächeln, die Stimme Anteil daran. Es ist allein die Gestik, das unverwechselbare Gebaren als Antwort auf ein Geschehnis oder eine Stimmung: Der nachdenkliche Blick, das schweigende Kopfsenken, das Streicheln der Hände, das Andeuten eines Kusses. All das, das weder gemessen noch hinreichend beschrieben oder als Zeichnung abgebildet werden kann; all das, dem allein Herz und Instinkt zugänglich sind.

So ruhen sie hinter der Barrikade aus Salz und Öl; überlegen, wie weiter vorzugehen sey. In ein paar Tagen, wenn sie die ersten Fische gefangen, die ersten eßbaren Pflanzen gesammelt hätten, würde ihnen schon etwas einfallen.

Ellewibel neigt ihren Kopf auf seine Schulter.

„Was mich ungemein ärgert“, stöhnt Bragi beiläufig: „Daß ich den Inseln einfach nicht entkommen kann! Wäre ich nur auf dem Festland – in jede Richtung könnte ich gehen, so weit ich wollte!“

„Ganz im Gegenteil!“ belehrt ihn Ellewibel und stößt ein seufzendes Geräusch des Hohns aus: „In jeder Richtung, die du dir zu gehen vorstellst, gibt es Flüsse, Wälder, Gebirge, die den wenigen Wagemutigen die Pfade vorgeben. Dazu kommt, daß die Besserstehenden, die sich für Feldherren oder Adlige halten, die mir bekannte Welt aufgeteilt haben. Gelegentlich“, fährt sie mit bedrückter Stimme fort, „weiß man gar nicht, wessen Untertan man sein soll; zumal es kaum jemanden gibt, der Recht und Steuern durchsetzen kann. Wer in einem ewigen Schnittpunkt der Machtansprüche aufwächst – so wie ich –, der wendet sich früher oder später der Seefahrt zu. So habe ich es oft erlebt: Männer, die nicht unter dem Banner eines selbsternannten Kriegsfürsten ins Feld ziehen wollten, heuerten auf Schiffen an. Die in wiederholt gebrandschatzten Dörfern lebten, wurden fortan zu fahrenden Händlern, immer unterwegs zwischen politischen Fronten. – Was ich sagen will: Die verheißungsvolle Weite Prinms ist nur eine Scheinbare. Drum mäßige deine Sehnsüchte.“

„Ich höre, daß Ihr für *das Große Land* Abscheu empfindet.“

„Für weite Teile durchaus. Wer es kennt, wird es verste-

hen.“

„Dann habt Ihr also ganz Prinn bereist?“

„Nein! Niemand könnte das!“

„Zumindest *das* entspricht dem, was ich gehört habe. Wißt Ihr, für einen Insulaner wie mich ist diese Insel hier ebenso unangenehm wie es Prinn für Euch ist. Das nehme ich jedenfalls an.“

Ellewibel weiß keine Widerworte. Sie sind schon ein eigenartiges Paar: Ihre gegenseitigen Bedürfnisse entsprechen der erdrückenden Lebenserfahrung des anderen. Wären sie Bücher: Sie wären des anderen Lieblingslektüre gewesen, und hätten nicht gewußt weshalb.

„Jede dieser Münzen würde ich für ein Kohlblatt hergeben. Oder gebackenen Teig. Oder Fisch am Stock.“ – Und dazu rieselt die junge Erbin das Gold durch ihre Hände. „Stattdessen habe ich *dies* – als Erinnerung.“

Ellewibel entfaltet ein noch immer feuchtes Blatt Papier, darauf sind sie, die da sitzen, in Kohle gezeichnet. Dazu erzählt sie, wie sie es dereinst Vilgott abgeschwatzt hatte, um es für sich zu behalten. Ganz offen betont sie den auf diese Weise festgehaltenen Moment, der ihre Bindung an ihn maßgeblich bestimme. Und zu keiner Zeit habe sie sich seitdem mehr als eine Armlänge davon entfernt. Daß die Zeichnung nun so naß und schmutzig sey, bedaure sie ungemein.

Bragi hatte sein Äußeres noch nie anders als in spiegelndem Wasser wahrgenommen. Deshalb betrachtet er das gezeichnete Selbst eine Weile in Gedanken und mit staunend gehobenen Brauen. Wie Ellewibel es sagt, hatte ihr Vater nie davon erfahren. Und hätte er Bragi erkannt, wenn er es doch wußte?

„Den Löffel habt Ihr nicht zufällig auch noch bei Euch?“

„Nein, ich ließ ihn in meiner Kabine an Bord zurück.“

„Wie Ihr Euch an Dinge bindet, sagt etwas über Euch.“

Ellewibel dreht sich ihm aufmerksam zu.

„Ihr sagt, Ihr wollt frei sein – und freit Euch nicht vom Maßgeblichen?“

„Erinnerungen sind kein Besitz, falls du auf die Zeichnung anspielst.“

„Und doch können sie schwer zu tragen sein. Es grämt und schmerzt Euch der Verlust der Zeichnung – und erkennt nicht, daß ich gleich hier bei Euch sitze. Welches Papier sollte diesen Moment aufwiegen? Welche Erinnerung ist besser als die Gegenwart?“

Da faltet sie ihre Zeichnung wieder zusammen und steckt sie behutsam zurück in die Tasche. Dann umgreift sie seinen Arm, so fest, als wollte sie sich daran hängend von einer Felsenstufe herunterlassen.

„Es ist hier doch ganz schön“, stellt sie dann beiläufig fest und schweift in die Ferne. Sie schläft in seinen Armen ein.

„Es ist schön, in der Tat“, flüstert er, sich an ihr satt sehend, „Und wäre noch ein Schönes mehr, wenn wir nicht verhungern müßten.“

\*\*\*

Sowie es in der Dämmerung auskühlt, türmt Bragi etwas Holz zusammen und entzündet geschickt mit Reibung und faseriger Rinde ein Feuer. Für Ellewibel, die nur entzündete, bereits brennende Herde kennt, ist dies ein Glück, daß ihr Gefährte das entbehrende Leben gewohnt ist. Wie bei vielen Gelegenheiten bedenkt man sich der fehlenden Kenntnisse erst dann, wenn man sie am dringendsten braucht. Die

einen beziehen sich als Ausrede auf Arbeitsteilung, die Zeitlosigkeit oder schlicht das fehlende Interesse am Erlernen entsprechender Fähigkeiten. Bragi hätte es in seinem Spott wohl „berechtigtes Entbehren“ genannt, das heißt: Niemand braucht zu klagen, der des Nächsten Fertigkeiten als überzählig oder selbstverständlich abtut.

Jedenfalls brennt das Feuer schon einige Stunden, und das hatte unerwartete Folgen. Als Bragi nämlich aus dösendem Schlaf aufschreckt, sieht er ein sich dem Ufer näherndes Boot. Es hat die Segel eingezogen, ist unbeleuchtet und aus jenem Grunde unheimlich, da die Besatzung offenbar möglichst leise dem Strand zuzurudern scheint. Diese Art der Heimlichkeit, wenn auch in umgekehrter Richtung, hat er selbst beim Verlassen Olta-mes angewendet. Doch wo sie damals einen Schmerz vermeiden sollte, konnte sie durch unbemerkte Annäherung das Gegenteil bedeuten.

Mit einem schürfenden Geräusch fährt das Boot am Strand auf, und unerkannte Personen springen von Bord, rufen und lärmen, stürmen auf das mit einer Fäßchen-Mauer umgebene Lager zu. Es müssen Banditen sein!

Ellewibel ist unlängst erwacht und in die Büsche geflohen, wie Bragi es ihr zu tun befohlen hatte. Er wirft Steine auf die Angreifer, mehr blind und immer wieder ins Leere, denn es ist so finster, daß er weder die Gesichter noch deren Anzahl erfassen kann.

Plötzlich schießt einer der Männer mit einer Steinschloßpistole auf die Verteidiger; ein greller Blitz erhellt das Chaos; das Projektil trifft in die Wand aus Fässern – die plötzlich explodiert! Ein gewaltiger Knall zerfetzt die Fässer und den Schützen; gleichzeitig entzündet sich das Öl und wirft sich als Feuerregen über den halben Strand und einen zweiten

Angreifer, der unter Schreien qualvoll verendet.

Bragi ist zum Zeitpunkt der unerwarteten Explosion weit genug entfernt, wird aber von der Erschütterung umgeworfen. Erst später kommt er auf den Gedanken, daß die meuternde Mannschaft des Handelsschiffes in ihrer Unbesonnenheit unbemerkt ein nicht gekennzeichnetes Faß Schießpulver über Bord geworfen haben mußte. Mit einem großen Stein in der Hand geht Bragi nun auf den dritten Verbliebenen zu, der benommen am Boden sitzt, und schlägt ihm auf den Schädel. Dieser eine Schlag bedeutet dessen Tod, ohne daß ein einziges konfliktbezogenes Wort gewechselt wurde. Da Ruhe in die Nacht einkehrt, wird Bragi und Ellewibel bewußt: Der Überfall ist vorbei.

\*\*\*

Bis zum natürlichen Tageslicht brennt es hell am Strand: Das entzündete Öl hat Feuer in die Büsche gespien, auf andere Fässer, und glimmt in kleinen Nestern selbst noch auf den Toten. Derweil erkennt Bragi die Angreifer – mit Ausnahme von Urte sind es eben jene Piraten, die ihn lange gefangengehalten hatten. Fjalar hatte er mit dem Stein erschlagen, Eckbrecht fing Feuer, Wendelin wurde zerfetzt. In der Dunkelheit Mantel hatten weder er noch sie einander wahrgenommen. Und wenn doch – wären sie mit ebenso beherztem Mut aufeinander losgegangen?

Ellewibel sollte nicht erfahren, daß dies seine Peiniger gewesen waren. Sie geht zu den Körpern, schaut sie genau an und nimmt mit verzogenem Gesicht wieder Abstand. Es ist, daß sie, die meuternde Schiffsmannschaft ausgenommen, nie zuvor mit solchem Gesindel zu tun hatte.

Einige Fragen stellt Bragi sich in seinem Inneren: Wo war Urte, ihr abscheulicher Anführer, verblieben? Und waren sie Wittikos Handelsschiff von Olta-ru aus gefolgt? Waren sie deswegen in der Nähe der Insel und hatten sich dem Schein des Feuers genährt?

Da erst begreift er: Das kleine Piratenschiff liegt noch immer am Strand! Unbeschädigt und für die Flucht bereit! – Aber würden sie es zu zweit auch beherrschen können? Ich glaube: Steht das Entkommen aus einer beliebigen Notlage vor Augen, ist man plötzlich zu Kräften fähig, von denen man vorher nichts geahnt hat.

## 10 Der Tausch

**B**ragi klettert unverzüglich ins Boot. Es ist karg ausgerüstet, und doch ein Schatz: In einer Kiste entdeckt er einen halben Sack unverdorbenen Schiffszwieback und drei Flaschen Met. Den halben Vormittag nehmen sich die Sieger für einen Festschmaus heraus, wie man es in Endrichs Haus für Gäste besser nicht hätte hören können.

Allerdings bleibt ihnen die wichtige Frage, ob sie zu zweit das Schiff würden steuern können. Seemannsarbeit ist nicht umsonst eine eigene Berufung, und sowohl Bragi als auch Ellewibel können keinerlei Erfahrung bei der Hochseeschifffahrt vorweisen. Sie wissen, daß ein Segel den Wind fangen und ein Steuerruder den Kurs halten muß; daß man bei Sturm nicht fahren oder sich zu weit ins Wasser beugen darf; daß Bootsrümpfe jeden Tiefgangs auf Riffen leckschlagen können; daß man kentern und leicht ertrinken kann. – Doch was ist die Alternative? Sollten sie weiter an diesem



trostlosen Strand verhungern, eine leichte Beute für jeden Gesetzlosen, während ein Boot vor ihren Augen treibt? Das wäre gleichso, als säße man mit einem passenden Schlüssel vor der Schatztruhe, und wollte sie nicht öffnen, weil man sich vor ihrem Inhalt fürchtet!

Also klettern sie in das Schiffchen, nachdem sie die Toten, leider erfolglos, nach brauchbaren Dingen wie Navigationsinstrumenten, durchsucht haben. Bragi schiebt das Gefährt vom Strand zurück in die Wellen und rudert unter großer Anstrengung vom Ufer weg. Heute ist der Seegang glücklicherweise nicht hoch, sodaß sie das Segeltuch ausziehen und verknoten. Der Wind fängt sich, und sie lenken das schwergängige Ruder ein.

Nun zeigt sich einerseits, daß sie sich auf eine Richtung einigen müssen. Beide sind fremd in den Gewässern – doch wenn es ein Ziel zu nennen gibt, dann ist es Prinn, also das Festland. Ellewibel meinte zu wissen, auf welchem Kurs ihres Vaters Schiff davongefahren war. Und da man in der Weite des Meeres außer der unbewohnten Insel voller zertrümmerter Salz- und Ölfäßchen nichts anderes ausmachen kann, folgt man dem Fingerzeig eben auf gut Glück.

Zweitens stellt sich schnell heraus, daß der Betrieb des Fahrzeugs eine unermüdliche Aufmerksamkeit abverlangt. Am Steuerruder wechseln sie ab, doch können es nie unbeaufsichtigt lassen, nicht festklemmen und nicht festbinden, wollten sie nicht im Kreise fahren. Zuweilen schlafen sie zu beiden Seiten des Holzes ein, der Griff zwischen sie geklemmt. Und beide wissen, daß die beabsichtigte Geradeausfahrt ein Wunder zu nennen ist, insonderheit sie nach nur einem Tag ausschließlich Wasser um sich sehen. Die Sonne ist ihnen bei der Orientierung eine so schlechte Hilfe

wie ein entfernter Ruf in einem dichten Wald, auf den man zugehen soll.

Drittens muß das Segel täglich mehrfach neu ausgerichtet werden, um den Wind straff zu fangen. Das bedeutet viel Rucken und Knoten, das bedeutet Fluch und aufgeschauerte Hände; das alles mit dem sonstigen Hunger und der allgemeinen Ermattung.

Sie fahren drei Tage ihren Kurs auf Unkenntnis; die Hoffnung zwischen ihnen herumgehender Bootsseelsorger. Röchelnd und kurz schlafen sie unter der Sonne, mit trockener Haut und Zunge, versalzenen Augen, schrumpeligen Händen und Füßen, von unermüdlichem Wind summendem Gehör. Kaum ein Wort wechselt zwischen ihnen; erst wenn sie Land erreichten, so gilt ihr unausgesprochener Schwur, wollen sie einander besser kennenlernen. Dann, wenn ihre fortwährenden Begegnungen nicht begleitet seien von Elend und Entbehrung, Verrat und Verstoßung, Strand und Gefahr, und dem quälenden Wasser, das sie immerfort umgibt wie ein Fluch.

Bragi träumt von einem gewaltigen, unüberschaubaren Wald, durch den er rennen würde; einem Acker bis zum Horizont. Er schwört Ellewibel, daß er nach ihrer Ankunft die Nähe des Meeres für wenigstens drei Monde meiden; daß er sich durch die Köstlichkeiten fremder Gärten fressen will, und wenn es auch Mundraub bedeutet; daß er sich von dem alten Leben nur dann sicher würde lossagen können, wenn er einen anderen Namen annehme. — Einige dieser Fantasien sind auf seinen Durst zurückzuführen, und ihm darum als harmlose Spinnerei nachgesehen.

Aber anderes stimmte: Er beabsichtigt seine neue Heimat gutwillig und mit offenen Armen anzunehmen; will sich

einlassen auf harte Arbeit, eine fremde Sprache, und allem, das ihm sonst die entbehnungsreiche Heimat würde vergessen lassen können. In seinem jungen Übereifer, freilich getragen hauptsächlich von einer Überzeugung gemischt aus fehlender Erfahrung und gut klingenden Versprechungen, ist er dem Neuen naiv zugeneigt, wie es jeder junge Mensch sein sollte, der die Welt bereist. Junge Männer wie Bragi sehen das Ziel, ohne es zu sehen; hören, was sie hören wollen; und wäre sein Vater bei ihm gewesen, hätte er auf seine Zielstrebigkeit eingeredet, sie zumindest zu dämpfen versucht. Daß ihn eine hübsche, junge Frau begleitete, die sich für ihn interessierte, Nacht für Nacht an seiner Schulter schlief, ohne mit nur einem Wort die Grenze des Eingeständnisses der zugestandenen Zuneigung zu übertreten; eine Frau, vor deren Augen er sich in Entscheidungen und Ausdauer beweisen konnte, machte die Sache nicht einfach. Ganz im Gegenteil, umso mehr fühlte er sich bestärkt darin, dem Meer zu trotzen, die erfahrenen Widrigkeiten hinter sich zu lassen und neues Land zu betreten. Aus dem Gedanken, sich mit Ellewibel als Ortskundiger ein neues, eigenes Leben aufzubauen, bezieht er seine Kraft und den unerschütterlichen Glauben an eine ereignisreiche, besondere Zukunft, so laut sein Magen auch knurren, so trocken sein Rachen auch brennen mag.

Tatsächlich kommt der Tag, da aller Proviant aufgebraucht ist – und sich gleich einer fügenden Versprechung Land am Horizont zeigt. Und das ist nicht einfach nur ein Fleck in der Breite einer Insel (so wie es Bragi nicht anders kennt), auf die sie der Wind da zutreibt! Immer breiter und breiter wird der Landstrich, im Hintergrund bilden sich erste Hügel, braune Farben und andere Konturen ab. Mit einem

strahlenden Lächeln schaut er dem unerwarteten Grün entgegen, während Ellewibel, die Augen vor Schwäche kaum offenhaltend, im Bootsrumpf herabgesunken liegt. Nur ein ebenso feines, erleichtertes Lächeln kann ihr mit der Nachricht der Landsichtung abgerungen werden.

Am Ende des Tages ist Primm zu einer kolossalen Wand angewachsen, die den gesamten Horizont landerfüllend einzunehmen scheint. Ganz schnell und mit vertrauten Handgriffen geschieht es jetzt: Das Ruder fest umgriffen, stößt er in das Uferdickicht einer wilden Küste vor, fährt auf Grund und bleibt ruckartig stehen, daß es sogar Ellewibel auf den Rücken wirft.

In den ersten Augenblicken muß Bragi sich fassen, so voller Aufregung und Glück, es tatsächlich geschafft zu haben. Staunend betrachtet er den vielfältigen Bewuchs, wo er bislang nur karge Felsenküsten kannte. Tausend Pflanzen, ihm wie eine Fremdsprache unbekannt; tausend Insekten umschwirren ihn, die Ellewibel abwehrt, Bragi aber jeden einzelnen Stich mit einem breiten Grinsen gewähren läßt. Selbst die Gerüche sind hier so anders wie sich Gurken von Hühnereiern geschmacklich unterscheiden: Der Fischgeruch ist fort, dafür steigt ihm Süßes und Bitteres entgegen, manches verleitet zum tiefen Einatmen.

Gestört in seiner unnützen Tatenlosigkeit macht Ellewibel auf sich aufmerksam, die sich aufzurichten bemüht. Er hilft ihr beim Ausstieg, dann waten sie an Land und treten einen Raum nieder, auf dem sie lagern und ruhen wollen. In gänzlicher Dunkelheit sind sie in eine windgeschützte Bucht eingefahren, abseits erkennbarer Besiedlungen. Daß es sich um Primm, die große Landmasse dieser Welt handeln muß, daran zweifelt Bragi keinen Augenblick.

Sie entzündeten ein kleines Feuer, hauptsächlich um sich die plagenden Tiere vom Leib zu halten, und essen sogar grüne Beeren, von denen sie in der Dunkelheit jedoch nicht genug finden. Es ist hinreichend, daß das Magenknurren endet, und hinreichend, daß der Durst schwindet. Doch es mangelt weiterhin an dem, was man eine gute Mahlzeit nennen würde, selbst für Bragis Verhältnisse.

\*\*\*

Als Bragi mit der Morgensonne erwacht, ist er allein. Die Schlafstätte neben ihm verlassen, das Boot aus dem Schilf abgetrieben, die Glut erloschen. Ellewibels Namen rufend, sieht er sich um.

Das Gestade und alles Umliegende sind wie ein dichter, ungepflügter Garten; er kann nicht erkennen, zu welcher Art Gelände das Ufer zu beiden Seiten führt. Hinter ihm stehen hohe Bäume, die Ausläufer eines Waldes. Gaffend steht er vor den überwältigenden Stämmen, die in seinen Augen den Himmel berühren, betastet ungläubig ihre Rinde: Für einen einzigen dieser Bäume hätte man auf Olta-me ein Vermögen gegeben! Stabile Hütten, bessere Boote, Werkzeuggriffe aus den Ästen! Das von diesen wahren Schätzen so viele hier wuchsen, ohne daß jemand Anspruch auf sie erhob, bestätigte ihm das verheißene Versprechen einer besseren Welt. Allein das, was er hier am Ufer sah, war mehr wert als alles, das er auf Olta-me jemals hätte haben können. Und doch fehlte Ellewibel zu diesem Glück.

Gerade will er in den Büschen ihre Spuren suchen, da erkennt er, worauf er geschlafen hatte: Das Beutelchen mit Münzen liegt dort, das die Tochter dem toten Vater beerbt

hatte; es beschwert die zusammengefaltete Kohlezeichnung von ihnen. Zauderlich tritt er an das Symbol heran, derweil er bemerkt, daß seine Schlüsselkette fehlt.

Neben dem Fund kniet er nieder und entfaltet das Blatt: Auf die Rückseite hatte Ellewibel mit einem Stück kalter Kohle geschrieben:

„Welche Erinnerung besser als die Gegenwart sey, hast du mich einst gefragt. Die Antwort kam mir vor Tagen schon: Es ist jene, die man sich mit Wagnis schafft. So wie du in meinen Augen durch deine Taten fortan *Wagherz* heißen sollst.“

„*Wagherz*“, murmelt er vor sich hin, noch immer im Grübeln, was das alles bedeuten soll. War es so einfach, wie ihm die Hinweise eine Geschichte zeigten?; daß sie sich mit dem Schlüssel aufgemacht hatte, den Schatz zu finden, den es vielleicht gar nicht gab? Wegen einer so unsicheren Sache loszuziehen, ärgert ihn maßlos: Denn was sollten ihre nächsten Schritte schon sein? Zieht sie tatsächlich dem nächsten Hafen entgegen auf der Suche nach einem Schiff? Und wie will sie die Mannschaft gewinnen, wenn sie ihr Erbgold als makabres Zeichen der Anerkennung zurückgelassen hatte? Mit Versprechungen und betörenden Augen?

Und wenn sie die Schatzinsel im selbst beschworenen Wagnis tatsächlich erreichen sollte ... – so könnte der Schlüssel alles und gar nichts öffnen; daß es eine Truhe mit Schätzen sey, war ja reine Spekulation! Bragi wußte das gut und nutzte es für seine Ziele aus. Er nutzte es gegen Menschen aus, die wie Wittiko – und Ellewibel – verblendet waren; die aus einer Welt voller Sorglosigkeit kamen; einer Welt, die Bragi gerade zu entdecken lernt.

Umso schmerzlicher bedeutet es weiterhin, daß Ellewibel

nichts Wesentliches für ihn zu empfinden schien – hatte er sich all die Tage von ihrer Anhänglichkeit so täuschen lassen? Nun kann er sie nicht mehr fragen, um es zu erfahren.

Stattdessen steht er eine Weile wie gelähmt und betrogen dahin; und besitzt doch das, was andere Menschen niemals erhalten – ein namenloses Geschenk solcher Unermeßlichkeit, daß es in jeder Kultur, in jedem Volk existiert wie das Wort für *Wasser* oder *Mond*: Das nämlich ist die Möglichkeit zum Neuanfang seines Schicksals.

Hier, am dicht wucherndem Ufer eines großen Landes war er ein Namenloser ohne Herkunft. Niemand hatte sein Kommen bemerkt; niemand wußte um seine Motivation oder Fähigkeiten. Niemandem war er Rechenschaft oder Fron schuldig, oder sonst eine Verpflichtung aus Ehre, Anstand oder Gesetz. Bragi konnte ungehemmt tun und lassen, was ihm nur einfiel.

Und wie die Sonne höher steigt, so tut es auch sein Mut, in der Hand einen Beutel Gold als Startkapital, die Seele bereinigt von Verlegenheit, Rücksicht; von unmittelbarer Angst, von moralischer Beschwertheit. Um seinen Neubeginn vollkommen zu machen, wählt er fortan den Namen *Wagherz*.

\*\*\*

Ein Jahrfünft vergeht. Bragi hat sich auf ein Abenteuer begeben, das ihm bereits im ersten Jahr mehr wundersame Begegnungen bescherte, als er sich jemals hätte vorstellen können.

Nachdem er sein Lager verlassen hatte, war er aufmerksam die Küste entlanggestreift, ohne auf eine Ansiedlung

zu stoßen. Er überwand Hügel um Hügel, immerfort in der Erwartung, vom nächsten Höhenpunkt eine Orientierungshilfe auszumachen, von der aus er die nächste Siedlung erreiche. Einmal erkundete er einen alten Lagerplatz, möglicherweise von einer Jagdgesellschaft, die aber auch Monate alt sein konnte. Erst nach einigen Tagen kann er die Befürchtung von sich weisen, allein auf dieser Welt zu sein. Und man hat zu bedenken, daß dieser einfache Mensch nie zuvor so viel Land auf einmal hatte sehen dürfen, und das ängstigte ihn.

Einmal überquert er eine Kuppe, da sieht er in der Ferne zwei Kinder spielen. Er nähert sich, doch sie laufen fort, bevor er sie nach einem Weg fragen kann. Ihnen folgend, stößt er bald an eine Straße, über die ab und an ein Fuhrwerk kracht; Ochskarren und dergleichen, jedenfalls nichts, von dem er nicht schon wenigstens gehört hatte. Dann folgt er auch denen, und gelangt so in eine kleine Stadt, auf deren Marktplatz das Volk aus allen Richtungen bunt zusammenfindet. Da erst glaubt er, was er sieht: Es sind Menschen wie er, und noch andere mehr. Menschen gleicher Formats, gleicher Statur, anziehende und abstoßende, alte und junge, offene und verschwiegene – ein karikiertes Meisterwerk in seinem Sinne: denn hieran übt sich, durch die Kleider zu sehen, durch die Sprachen und Mimik, das blendende Beiwerk, das jeden Nackten umhüllt, und den Menschen erst zum Menschen bildet.

Wochenlang verweilt er hier, schläft und ißt auf der Straße in Lumpen, von Almosen, und es reicht ihm, ohne je seine Goldstücke, von denen selbst eines für eine Karre voller Brotlaibe zu viel gewesen wäre, offenbaren zu müssen. Hier lernt er die fremde Sprache und kann keinen besseren



Platz dafür finden. Denn hier, am Markt, erfährt man von allen wichtigen Lebensbereichen und Umgangsformen: Übertreiben, Heucheln, Feilschen, Mimik, Begrüßungsfloskeln, Etikette. – Wie anders hier doch alles ist! Im umgedrehten Sinne hätte sich auf Olta-me ein Esel mit roten Hörnern und blauen Hufen nicht fremder fühlen können!

Doch Bragi erträgt alles Fremdartige geduldig, und mit der Zeit wird es ihm vertrauter, gleich einer Verkrüppelung, mit der man zu leben lernt. Eines Tages geht er fort, denn er will sehen, was die Welt ihm noch zu bieten hat.

\*\*\*

Eine Zeitlang arbeitet er auf der Werft einer kleinen Handelsstadt am Meer. Mittlerweile spricht er den Einheimischen ganz ähnlich, jedenfalls nicht schlechter als die vielen ausländischen Arbeiter im Hafengebiet, mit denen er sich gleichgestellt fühlt, und unter deren Menge er sich tarnt. Woher er komme, dafür interessiert sich niemand; stellt er sich als *Wagherz* vor, ist ihnen dieser Name ebenso recht und unauffällig wie jeder andere. Bragis Aufgeschlossenheit und freundliches Wesen lassen ihn zu einem willkommenen Zuhörer und Fürsprecher werden, um den sich nicht nur einmal die Gruppe formt. Trotz allem meidet er auf seinem Weg allzu feste Freundesbände, denn es ist das Erkunden, das Erfahren der vielfältigen Welt, die ihn meistens nach kurzer Zeit weitertreiben.

Über seine Vergangenheit behält er Schweigen – weder erzählt er von seiner Insel noch der abenteuerlichen Flucht vor Piraten; zweierlei Angelegenheiten, in denen er seinen Kameraden an Erfahrung voraus ist! Nur hin und wieder

bringt er den Namen *Wittiko* ins Spiel – ähnlich des Namens eines alten Freundes, an den man sich kaum noch erinnern könne und dessen Wiedersehen anzustreben sey. Doch keiner seiner Freunde hatte von ihm gehört. Freilich geht es Bragi (oder Wagherz, wie er sich überzeugend zu nennen lernte) nicht um Wittiko selbst – denn der ist ja tot, wie er genau weiß. Aber fände er dessen Heimathafen, vielleicht sein Kontor oder Vertraute, erhielte er Anhaltspunkte, wo er seine Tochter wiederfinden könne. Denn eine Kuriosität sollte er Leser nicht vergessen: Bragi vergaß immer wieder Ellewibels Namen, bis er ihm so flüchtig wurde, als habe er nie danach gefragt; ihn nie aus Gesprächen und Ausrufen zufällig aufgeschnappt. Wie sollte er ihrer Spur also folgen können, selbst wenn es noch das war, das er nach wie vor begehrte? Umso befremdlicher ist dies, da man ganz selbstverständlich annehmen sollte, daß ein Name das Allererste sey, für das man sich bei einem besonderen Menschen interessiert (umso mehr, wenn man innige Gefühle der Zuneigung zurückhält), und hoffentlich das Letzte sey, dessen man entbehrt. Der junge Bragi allerdings wendet sich ganz instinktiv dem Wesen, nicht dessen Bezeichnung zu. In dieser Eigenschaft besitzt er etwas, das den meisten anderen Menschen in ihrem Streben nach Bedeutung abhanden gekommen ist.

Gleichermaßen sollte man sich vor der Versuchung hüten, in die kaltherzig wirkende Abkehr von seiner Mutter und seinen beiden jüngeren Schwestern etwas zu deutlich diejenige Hartherzigkeit hineinzureden, die man für einen ungebildeten, rohen Kerl seiner Herkunft anzunehmen gerechtfertigt meint. Selbstverständlich dachte er in ruhigen, bequemen Nächten an seine Familie, stellte sich ihre Ge-

sichter in den Schatten an der Wand vor. Doch er sieht sie auch wie einen Schwarm Fische, dem nicht auffallen würde, wenn einer der ihren aus dem Teich herausgefischt wird. Diese Zerrissenheit läßt ihn grübeln, ja, aber nicht mit jener Schwermut, wie er über Ellewibels Motivation sinnt.

Und nicht selten begegnet er ihr in Träumen, zuweilen in der Umgebung Olta-me, manchmal in der Weite der Welt (was er mühelos unterscheiden kann). Er begegnet ihr im Gespräch, beim Körperkontakt, ja, einmal küßt er sie sogar. Doch nie erfährt er genaues über sie und ihren Verbleib.

Angenommen, sie hätte ihm im Traum einen Ort genannt, sofern man das glauben will ... – was dann?

Den Namen der Hafenstadt kennt er nun, in der er sich seit einem gefühlten halben Leben aufhält: Doch hat er keinen Bezug zu Richtung oder Entfernung zu jener Stelle, wo er einstmals mit dem Piratensegler halb verdurstet angelandet war. Es gibt keine Karten in der Stadt, weder zum Kaufen noch zum Stehlen. Es findet sich kein Kartograph, keine Überlandreisenden, nur sogenannte Ortskundige; das sind Menschen, die zeigen mit dem Finger in eine Richtung und behaupten, daß man dort entlang nach „zwei bis fünf Tagen“ dieses und jenes Dorf erreiche. Trotz allem muß es irgendwo Karten geben, schließlich besaß Wittiko sogar mehrere! Und wenn er selbst der Urheber der Karte gewesen war? Dann starb nicht nur ein Mann, sondern mit ihm eine offenkundig seltene Befähigung.

Und sollten die seefahrenden Händler nicht besser wissen, wohin sie navigieren? Immerhin gingen und kamen jeden Tag größere und kleinere Schiffe durch den Hafen. Bragi erfährt zu seiner Enttäuschung jedoch, daß man lediglich der Küste in Sichtweite folgte, und mit ebenso großer

Ungenauigkeit davon sprach, diese und jene Siedlung nach wechselnder Tageszahl zu erreichen. Das alles klingt in Bragis Ohren, der sich jahrelang mit der möglichst exakten Vermessung seiner Heimatinsel beschäftigt hatte, höchst unbefriedigend. Und auch wenn er aus einer Welt mit beschränkten Möglichkeiten stammt, so ist er den Einheimischen in Hinblick auf Eifer und Akkuranz überlegen.

Geschätzt wird Bragi allerdings aufgrund anderer Fertigkeiten, und das ist seine Ausdauer beim Tauchen. Wie kein anderer hält er es unter Wasser aus und bekommt damit die gefährlichen, aber auch besser bezahlten Aufträge, etwa, wenn Schiffe von Kiel auf abgedichtet werden müssen. Seine Rücklagen und sein Ansehen steigen auf diese Weise mit der Zeit, und eines Tages übernimmt er den ersten Transport für seinen Auftraggeber.

\*\*\*

An dieser Stelle soll der Zuhörer nicht mit der Umständlichkeit von Bragis vereinzelt Reisen ins Hier und Dort gelangweilt werden. Doch das Folgende muß erklärt sein, um Bragis Antrieb und alles Kommende besser verstehen zu können.

Es ist ja so, daß er schon eine ganze Weile an Prinms Küste gelebt hatte, ohne je ein Ende zu erreichen oder gar das anscheinend unendliche Hinterland zu erkunden. Darum drängelten sich die Fragen: Solle er weiterziehen, diesmal über Land? Wollte er lieber die Flüsse hinauffahren? Wollte er um eine Frau werben, eine Familie gründen und vor Ort, in seiner „neuen Heimat“ sozusagen, seßhaft werden? All dies konnte er mithilfe seiner Ersparnisse und dem nackten

Willen ermöglichen! Jedenfalls beschäftigen ihn diese Gedanken ums weitere Mal, als er eine Lieferung Pech, Nüsse, Stoffe, Mehl und Werkzeuge auf dem Seeweg in ein vergleichsweise entferntes Dorf liefern soll. Zur Navigation heißt es dazu: „Segle mit dem Kahn ungefähr sechs Tage die Küste entlang, bis du am Ufer ein Dorf mit einer gelb gestrichenen Scheue siehst.“ Nun, das tut Bragi mit Erfolg und ohne Umwege, löscht seine Ladung und nächtigt vor seiner Rückreise im örtlichen Gasthaus. Dort erfährt er von einem verwunschenen Wald ganz in der Nähe, den niemand betreten will. Es ist die Rede von Teufeln, verschwundenen Kindern und Hoftieren, und was dem bäuerlichen Aberglauben dieser Tage sonst in den Sinn kommt. Und während sich alle anderen vor Unwirklichem fürchten, kann der Fremde, der noch immer über den allgegenwärtigen Waldreichtum zu staunen nicht müde geworden ist, nicht begreifen, weshalb man sich von etwas so Wunderbarem wie einem gesund gewachsenem Wald – diesem Quell an Möglichkeiten für Haus- und Schiffbau, Werkzeuge, Wärme, Nahrung und Kunst – abwenden sollte. Fortan ist er besessen von der Idee, den Aberglauben der Einheimischen zu seinen Gunsten auszunutzen.

Bald darauf wird er beim örtlichen Vogt vorstellig und pachtet, alle seine Ersparnisse aufbietend, das Land mit dem Wald, und gegen eine Steuer das Recht zur Holzverwertung, die in Ermangelung jedweder Konkurrenz ein erträgliches Geschäft werden sollte. Seinem Erfolg zugute kommen nicht zuletzt die über Mittler angeworbenen Holzfäller, die mit ihren Familien bewußt aus einer solchen Ferne stammen sollen, daß eine Einflußnahme durch Gespenstergeschichten ausgeschlossen sey.

Aus dem Holzfällerlager wird ein Dorf; aus Bragi ein wohlhabender Geschäftsmann.

## 11 Alte Routen, neue Wege

**D**er neue Eigner eines wilden Landstrichs beweist, welche Kostbarkeit ein Wald sein kann – für jeden, der ihn nur zu nutzen weiß; für jeden, der das Risiko nicht scheut.

Sobald nach den ersten Wochen ein Lager für die Holzfäller geschaffen ist, wirbt Bragi einen Zimmermann an, der soll ihm am nahen Fluß eine Holzmühle bauen, von der aus, als Herz sozusagen, alles Weitere ausgehe. Bauholz wird bald entlang der ganzen Küste verkauft, dazu Waldfrüchte und Scheite für Köhler, von denen sich sogar einige in der Nähe ansiedeln. Einen nicht unerheblichen Absatz findet er bei einer entlegenen Bergarbeitersiedlung, die das Holz für den Ausbau von Stollen und in ihrer Schiefer-Rösterei brauchen. Bald schließt sich ein Bootsbauer der Gesellschaft an, und mit ihm ändert sich alles.

Nach nur zwei Jahren besitzt Bragi eine kleine Flotte von sechs Booten, ein halbes Jahr später sind es zehn. Damit wird sein Hafen zu einem immer bedeutenderen Warenumschlagplatz; drei gut genutzte Straßen führen von dort ins Hinterland. Mit seinen Booten wiederum beliefert er diverse Häfen; etabliert neue Routen.

Später wird man sagen, eine seiner bedeutendsten Wohltaten war die Einrichtung einer Schule für Seefahrende. Hier konnten sich Ungelernte sowie erfahrene Bootsführer weiterbilden zu Themen wie den Handgriffen auf Segelbooten; den Unterschieden zwischen fließenden, stehen-

den und gezeitenbewegten Wassern; dem Kartenlesen und Kartenzeichnen (das Bragi auch erst durch das Anlaufen verschiedener Häfen und Ziele lernen mußte); und dem Navigieren, auch auf hoher See. Insbesondere die Erkenntnis, daß der Wind nicht immer aus derselben Richtung peitscht, bedeutete ihm mehr als alles andere.

Unermüdlich sammelt Bragi Stimmen und Erfahrung von Fernreisenden, lernt das Sterne-Messen, die Zeitschätzung nach der Sonne, das Beobachten und Bezeichnen von Berg- und Turmspitzen – und wird erst mit diesen Erkenntnissen dazu befähigt, daß seine Flotte nicht nur auf dem kürzesten Reiseweg ihre Ziele erreicht, sondern auch entlegene Küstenstädte sicher ansteuern kann.

In diesem Erfolg zieht er Wittiko gleich, und auch, wenn er dessen rhetorisches Verhandlungsgeschick nicht besitzt, so führt oft genug die gewährleistete, rasche Belieferung von Gütern zu guter Münze, ohne daß man bezüglich irgendwelcher Vertragsbedingungen zu feilschen genötigt gewesen wäre.

Wie dem auch sey – eines Tages, auf dem Höhepunkt seines Erfolgs, empfindet er etwas, das ihn schon lange nicht mehr umgetrieben hatte. Beim wiederholten Anblick seines Waldes und der umliegenden Hügel und Felder überkommt es ihn wie eine Erkältung, nämlich, er wird von der Weite des Landes schier so überfordert, daß er sich auf seine Heimatinsel zurückwünscht. Hier, an der Küste Prinms, kann er sich dem Anblick der Weite ebenso wenig entziehen, wie dem Anblick des Meeres auf Olta-me. Und diese Pein ist es, die krankmachen kann.

Bragi lebt nun wochenlang, und noch immer als Junggeselle, zurückgezogen in seiner am Waldrand stehenden Kate;

verläßt sie nur dann, wenn es nicht vermeidbar ist. Schließlich findet er sein Heil darin, gelegentlich, später immer häufiger, seine Transportschiffe zu begleiten, insbesondere dann, wenn sie des Auftrags wegen auf die offene See Kurs nehmen mußten. Es stellte sich die unvermeidbare Frage: Was spricht dagegen, die entlegenen Inseln um Olta-me anzusteuern, jetzt, wo ihm die Möglichkeit freisteht, jederzeit zum Festland zurückzukehren? Er hatte zwei große Schiffe, einen guten Navigator unter Vertrag und verlässliche Karten zusammengetragen. Seiner Sehnsucht nachzugeben, wäre nur eine Frage des Willens.

So war nicht lang zu überlegen – innerhalb weniger Tage hatte er eine Ausfahrt, mit einer Auswahl von verschiedenen Gebrauchswaren, zusammengestellt, und zog zuversichtlich mit dem Wind. Dabei hatten ihn Geschäftspartner und sogar Freunde von diesem Weg abgeraten: Was wollte er so fern der heimischen Küste? Was versprach er sich von wenigen Menschen, falls „dort draußen“ überhaupt jemand lebte? Vertraute wollten in diesem Wagnis, das seinem Wahlnamen alle Ehre machte, den Versuch zum ehrenvollen Freitod sehen; ein Wunsch, der ihrer Ansicht nach seiner Erkrankung durch Einsamkeit in vernünftiger Reihe folgen mußte. Dabei wußte keiner von ihnen, daß er eigentlich aus dieser Ferne stammte, die keine seiner Kameraden je befahren hatte.

Nun waren sie bereits tagelang unterwegs, auf dem richtigen Kurs, wie er dem Kapitän gegenüber wiederholt bekräftigen mußte und sich dabei an Wittiko erinnert fühlte. Bragi, der sein Gesicht in den Wind drehte, glaubte sogar vertraute Gerüche, etwa entlang der Fischrouten, wahrzunehmen. Aber auch er konnte erst dann sicher sein, wenn



er seine alte Heimat endlich vor sich sehe.

Und mit jedem verstrichenen Tag kam er einer eigenartigen Wahrheit immer näher, befremdlich und befriedigend zugleich: Denn er sah rasch ein, daß diese Reise ein Verlustgeschäft bedeutete; keines, das ihn in den kaufmännischen Ruin stürzte; aber doch eine Verlustfahrt, und dies in zweierlei Weise.

Zum einen sah er ein, wie weit der Weg zu den Inseln um Olta-me tatsächlich war, und wie unsinnig es sey, dort auf eine kaufkräftige Kundschaft zu setzen, die sich, der eigenen Erfahrung nach, auch in kommenden Jahrzehnten nicht wesentlich mehren werde. Zu gleicher Zeit zahlt er Heuer Tag um Tag, bei einer Tag um Tag steigenden Gefahr, durch Hochsee-Piraten aufgebracht zu werden.

Zum Zweiten wußte Bragi nunmehr sehr gut, welchen Wert die auf Olta-me eingetauschten Güter entlang Prinms Küste tatsächlich haben: Immerhin tauschte er vergleichsweise kostspieliges Bauholz ein – gegen Muscheln, Dörrfleisch, Schnitzereien, für all das nirgendwo Bedarf bestand!

Was also wollte er wirklich dort? Und noch wichtiger: Auch Wittiko mußte das seinerzeit gewußt haben; mußte den Einwohner vom Wert ihrer Dinge vorgespielt und falsch gesprochen haben; und hatte trotzdem irgendeinen Grund zur geschätzten Wiederkehr. Es war kurz, bevor die Sichtung der ersten Insel ausgerufen wurde, da kam Bragi, der Weitgereiste, endlich hinter das Geheimnis; die Erklärung und das Schlußzeugnis für einen alles umspannenden Bogen, der mit seinen eigenen, unermüdlichen Fragen seinen Anfang nahm:

Er und Wittiko waren sich in der Tat ähnlicher, als Bragi je vermutet hätte: Denn beide fuhren den kleinen Eilan-

den entgegen, um ein bestimmtes Bedürfnis zu befriedigen; nämlich, zu betreten eine winzige, unschuldige Welt, die durch ihre Einfachheit, ihre Rückständigkeit weit mehr zu bieten hatte als aller kaufmännische Erfolg im großen Land Prinm. Es war also mehr Wohlwollen als Profit, daß das kleine Völkchen auf Olta-me nicht aussterbe. Und so erklärt sich auch Wittikos widerliche Eigenart, immerfort Salz und Öl anzubieten, von denen er längst wissen mußte, daß es auf den Inseln nicht gebraucht werde: Weil es nicht ums Geschäft ging. Das tat es nie! Es war allein die Verlegenheit einen Grund zu haben, die Bucht vor Olta-me anzufahren, sich Zutritt zum Paradies zu ergaunern; um einige Tage – jedenfalls in ehrbarer Absicht – an einem Ort verweilen zu dürfen, der einem anderswo trotz Reichturns immer verwehrt bleiben würde. Und da er Kaufmann war, darf man auch das Folgende nicht vergessen: Wo er auf dem Festland umgeben war von Neidern und Räufern, so trachtete ihm auf Olta-me kein einziger nach Leib und Beutel. Hier wurde er zum König durch bloßen Besuch.

\*\*\*

Als Bragi sein altes Zuhause betritt, liegt die Mutter, Asbirg, siech und blind im Bett. Keiner seiner ehemaligen Nachbarn hatte ihn erkannt. Kein einziger. Er wandelt unter ihnen wie eine unsichtbare Seele, gleichwohl er ebenso freundschaftlich und mit staunenden Augen begrüßt worden war. Da ihm weder Endrich, sein Gastgeber, noch die anderen jemals sehr vertraut gewesen waren, muß er sich beim Verstellen keine Mühe geben.

Dabei ist er von allen am buntesten, am wohlhabendsten gekleidet – im Gewand eines Kaufmanns, sogar mit Gilden-

feder an seinem Hutspitz. Er stellt sich in seiner Vorsicht als Wagherz vor, spricht langsam und teilweise absichtlich überbetont, mit geübten Floskeln und rhetorischer Finesse. Sein dichter Bart gibt sein Übriges zu dieser Tarnung. Und so fragt niemand, als er interessiert von Hütte zu Hütte geht (gleichwohl er sich gut auskennt) und schließlich bei der alten Asbirg und ihren Töchtern eintritt. Wie er aber erfährt, ist seine Schwester Eila mittlerweile verheiratet und lebt bei ihrem Mann.

Was ihr fehle, heuchelt der fremde Kaufmann Interesse an einer Person, die ihm eigentlich gleichgültiger nicht sein konnte: „Sie stirbt“, antwortet Runa, seine jüngere Schwester, doch so leise, daß es die gemeinsame Mutter nicht hört. Runa hatte ihn schon die ganze Zeit so angestarrt, als erkenne sie die Wahrheit hinter jeder Täuschung. Bragis Identität ist nun kein Geheimnis mehr, doch er spielt sein Spiel weiter, und mit Runa spielen sie nun zu Zweit.

Bragi setzt sich an Asbirgs Bett, reicht ihr eine Kelle Wasser. Dieselbst bemüht sich aufzurichten, doch ihre Kräfte gestatteten ihr lediglich das Atmen.

„Sterben ist wie Ertrinken“, krächzt sie, als sie den fremden Zuhörer bemerkt: „Als tauche man und fühle die verrinnende Luft in der Brust. Bald – jeden Moment schon – müsse man nach Atem schnappen. Doch wenn man sich hingebe – der so nahen Versuchung –, endet das Atmen; endet das Leben.“

„Was kann an dieser Ungewißheit lohnend sein?“ verwundert sich ihr Sohn, der Fremde.

„Es ist nicht das Ungewisse, sondern das Gewisse, das das Lebensende so annehmbar macht!“ sagt sie mit jener Überzeugung, wie man sonst zu einer Schutzgottheit betet.

„Wie das?“

„Glaubt Ihr an ein Leben nach dem Tod? Die Mühsal unseres Lebens ist nur Vorbereitung. Jede Begegnung, jeder Beruf, jede Tat, jedes Wort, das mit freiem Willen gesprochen.“

„Dann wäre es doch wichtig“, fährt Bragi dazwischen, „wenn man umso dringlicher das Reisen sucht; die Unverständlichen sprechenden Fremden; die Kulturen, die für bekannte Tätigkeiten andere Lösungen haben. – Daß man, so oft als möglich, vom Unterschiede lerne! Ist das nicht so?“

Wahr ist, daß der angesichts seiner sterbenden Mutter in Panik geratene Sohn eine Vergebung für sein Wegkommen sucht. Seine Mutter nämlich hatte sich seines Wissens nie auf große Reisen begeben; kannte nur die paar Dutzend Menschen ihrer Insel. Was sollte sie vom sogenannten Nachleben also erwarten dürfen?

„Manch einer ist mit dem zufrieden ..., das er hat“, schließt Asbirg ihre Gedanken, und schließt mit diesen Gedanken ihre Augen.

Bragi, der Hinterbliebene sitzt eine Weile in der trostlosen Stille, bekümmert, daß das Schicksal diese Tage für seine Rückkehr ausgewählt hatte. Aber es gibt auch Hoffnung:

Runa hatte vom Nachbarraum alles beobachtet und tritt ohne Angst dazu. Sie küßt die Mutter ein letztes Mal auf die Stirn. In ihrer gefühllosen Verschwiegenheit will der ältere Bruder lesen, daß sie ihre Tränen schon lange vor seiner Ankunft vergossen; daß sie diesen Tag erwartet hatte.

Vor seinen Augen öffnet sie die vormals geballte Faust, darin liegt eine Bronzekette. *Seine* Bronzekette. Er erkennt sie an dem Anhänger mit dem charakteristischen Muster.

„Ich weiß, daß du es bist, Bragi“, flüstert sie, als könne sie die Mutter noch hören. Nun gibt es keinen Grund, die Maskerade fortzusetzen. Da fallen sie einander in die Arme und Herzen sich angesichts der großen Lücke, die sie, ohne voneinander zu wissen, überstanden hatten.

Eine Weile berichtet ihm Runa aus ihrem Leben, doch er weiß es viel schneller, genau genommen, seitdem sie ihm die Kette vorhielt: Runa hatte sich seit ihrer Kindheit verändert. Ob sie wie ihre Schwester ist, kann er nicht sagen, doch Runa zeigte neuerdings eine ungewöhnliche Kraft in den Augen; ein Funkeln von Neugier und Abenteuergeist. In ihr waren die Fragen – und der Drang nach Antworten – erwacht, so wie damals im jungen Bragi. So bittet sie bald um etwas, das ihr Bruder ihr längst gewährt hatte. Und mit der Flut des kommenden Morgens beginnt Runas Reise in die Weite der Welt.

## 12 Epilog

**H**ier endet meine Geschichte“, räuspert sich Ottokar zu allen verbliebenen Zuhörern. Denn die Kinder sind trotz des andauernden Sturms längst eingeschlafen; die Erwachsenen müde und besänftigt. So muß eine Geschichte sein!, das weiß auch Ottokars Tochter Brid, die ihren Vater liebevoll umarmt und gleichzeitig nach ihrer auf der Bank ruhenden, fest träumenden Tochter Holle sieht. Sie stellt sich vor, daß ihres Vaters Erzählung, ob nun größtenteils wahr oder nicht, für Menschen jeden Alters eine kleine Lehre zu bieten habe. Und ist es nicht das, was eine Geschichte hörenswert macht?

„Das war ganz wunderbar vorgetragen“, lobt sie Ottokar: „Siehe dich um: Unser Dorf ist frei von Angst und Sorge.“

„Jedenfalls in dieser Nacht“, fügt er hinzu, seine Kehle mit einem großen Schluck benässend.

„Es ist eine besondere Nacht, das weißt du, Vater. Eine gefährliche Nacht. Der Zusammenhalt ist alles, das wir haben. Doch trotz der Erstaunlichkeit um Bragis Schicksal enthält deine Wiedergabe drei Ungereimtheiten . . .“

„So wach noch immer, um Fragen an eine alte Legende zu stellen?“

„Es hat mich eben doch gefesselt, Vater! Drum frage ich: Was geschah mit den Frauen an Bragis Seite? Wohin ging Runa, seine Schwester? Was wurde aus ihr?“

„Wohin schwebt ein geflügelter Samen“, beantwortet Ottokar rätselhaft, „der mit dem Wind davontreibt? Wer kann den schon wiederfinden, wenn man ihn aus den Augen verliert?“

„Dann verliert sich ihre Spur? Das ist schade, ich hätte es gern gewußt. — Und Ellewibel?“

„Auch von ihr hat man niemals wieder gehört. Ich möchte gerne glauben, daß sie bei ihrer Schatzsuche erfolgreich war. Genausogut ist möglich, daß sie tot an irgendeiner Küste angespült wurde, nunmehr selbst die Schlüsselkette um den Hals tragend.“ – Er spricht so bekümmert über sie, als habe er sie selbst gekannt. Auch Brid schaut bedrückt: Sie hatte wohl erwartet, daß es zwischen Ellewibel und Bragi ein glückliches Ausgehen gibt.

„Du sprachst von *drei* Ungereimtheiten, Tochter? Was ist die Dritte? – Auf daß ich sie nicht mit ebenso vagen Worten beantworten muß!“

„Ich frage mich: Wenn Bragi, unser angeblicher Vorfahr,

wieder wegsegelt ist – wie kann er dann unser Ahn sein?“

„Nun, Bragi der Kaufmann, segelte alle paar Jahre zu den Inseln zurück, vorgeblich, um Waren, darunter auch Salz und Öl, feilzubieten; tatsächlich, um sein Heil in der Abgeschiedenheit, der segenreichen Rückständigkeit zu suchen. Nicht, um wie einst in der vergangenen Jugend voller Melancholie zu verweilen, sondern um zu erfahren, daß ein Dasein ganz ohne Zwänge und Annehmlichkeiten ebenso lebenswert sein kann. Und eines Tages, liebe Tochter, ergab er sich diesem Gedanken vollends. Ja, es mag ironisch sein, doch er kehrte freiwillig zurück, diesmal für immer. Mit einigen Kolonisten, die seine Gesinnung teilten, wieder belebte er die Siedlung auf Olta-ru, und blieb dort bis zu seinem Tode.“

„Olta-ru, die Pirateninsel?“ erschrickt Holle, die aufgewacht und ein paar zusammenhanglose Worte mitgehört hatte. Brid streichelt ihr beruhigend durch das Haar.

„Nun, ein Lager von einer Handvoll Piraten macht noch keine Pirateninsel!“ lacht er, doch nicht zu laut: „Es ist ja noch immer die Insel des Nachbarclans, auch wenn die ursprünglichen Familien durch Bragi und die Festländer ersetzt wurden. So ist der Lauf der Dinge, und es ist nichts dagegen einzuwenden, solange der Frieden gewahrt bleibt. Heute sehen wir deren Nachfahren als uneingeschränkte Freunde, und ihren Hauptmann kenne ich sogar.“

„Und Bragi? Gründete er eine Familie?“

„So war es, und eine Festländerin nahm er sich zur Frau. Leider ist ihr Name nicht überliefert. Doch ihre Tochter war meine Urgroßmutter. Und so schließt sich der Kreis endlich.“

„Dann bin auch ich ein Abkömmling vom Festland?!“

weicht Brid verblüfft zurück.

„Wir sind alle Kinder der Welt Prinm! Und gehe weit genug zurück: Wie glaubst du, wurden die Inseln ursprünglich bevölkert? Unser Geschlecht formte sich nicht aus angespültem Tang und Muscheln! Es waren Wagemutige wie Bragi, die sich auf die Reise mit ungewissem Ausgang machten.“

„Dann steckt ein *Wagherz* in jedem?“

„Liebe Tochter, das will ich meinen. — In jedem.“

\*\*\*

Mit anbrechendem Morgen flaut der Wind ab, gleichwohl es weiter regnet. Die Männer verlassen das Haupthaus, um die Unversehrtheit der Boote, Dächer und Gerätschaften zu prüfen; andere holen Wasser oder lüften den Raum durch Öffnen der Fensterläden. Auch die Kinder erwachen nach und nach, besorgen die Haustiere, suchen ihre Dinge oder Eltern. Die eingeschlafene Gemeinschaft erwacht und begibt sich erholt an ihre Geschäfte. Und obwohl die wenigsten von ihnen Ottokars ganze Geschichte hören konnten, bevor die Müdigkeit sie überwältigte, treten sie immer wieder an ihn heran, um mit der auf der Schulter ruhenden Hand zu zeigen, wie wichtig sein Beitrag gewesen war. Denn eine Gemeinschaft, die um eine gemeinsame Vergangenheit wächst; die dasselbe Leid, dasselbe Glück ganz offenherzig teilt; die wird sich auch weiterhin als Gemeinschaft sehen, stark und unbeirrbar wie die kulturell untrennbaren Inseln um Olta-me.

Ottokar, der all das weiß, reibt sich die Augen. Zu alt ist er geworden für dieserlei Aufgaben. Ob ihm die Jugend, die



am meisten zu lernen hatte, zuhören wollte, wenn er die Geschichte aufregender erzählte?

„Ist das nicht jedem Schauspiel durch die Zeiten eigen?“ murmelt er schmunzelnd in seinen Bart und kaut dabei ein Stück Brot, das er zuvor mit einer Prise Salz bestreut und in etwas Öl getunkt hatte. Er wußte ja, daß diese zu etwas gut seien.

